ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

HEINZ BLUMENTHAL
IM GESPRÄCH MIT
TRUONG HONG QUANG,
KOMMENTIERT VON
FLORIAN WEIS

ZEIT IST NICHT NACH EINER ARMBANDUHR ZU MESSEN

EIN RÜCKBLICK NACH 95 LEBENSJAHREN

ZEIT IST NICHT NACH EINER ARMBANDUHR ZU MESSEN

EIN RÜCKBLICK NACH 95 LEBENSJAHREN

HEINZ BLUMENTHAL IM GESPRÄCH MIT TRUONG HONG QUANG, KOMMENTIERT VON FLORIAN WEIS

Eine Koproduktion im Rahmen des Projekts «Zeitzeugen»
der Rosa-Luxemburg-Stiftung
Initiator und Organisator: Peeter Raane
Transkription: Lutz Kirschner
Lektorat: Lutz Kirschner, Truong Hong Quang

Die Fotos auf der ersten und vierten Umschlagseite
sind Screenshots aus dem Videopodcast. Sie entstanden
während der Gespräche in Heinz Blumenthals Wohnung
in Düsseldorf.

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung
V. i. S. d. P.: Florian Weis
Straße der Pariser Kommune 8A · 10243 Berlin · www.rosalux.de
ISBN Print: 978-3-911374-22-4 · ISBN Online: 978-3-911374-24-8
Redaktionsschluss: August 2025
Lektorat: Lutz Kirschner, Truong Hong Quang
Layout/Satz: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Für diese Publikation ist alleine die Herausgeberin verantwortlich.
Die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt
des Zuwendungsgebers wieder. Die Publikation wird kostenlos abgegeben
und darf nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.

INHALT

4 Florian Weis
Aus der Geschichte lernen – oder der Zeitzeuge als schlimmster Feind des Historikers?
Zum Geleit

11 **But today is a gift (I)**
Erstes Gespräch Heinz Blumenthal/Truong Hong Quang (Düsseldorf, 31.10.2021)

26 **But today is a gift (II)**
Zweites Gespräch Heinz Blumenthal/Truong Hong Quang (Düsseldorf, 31.10.2021)

38 **«Es ist eine alte Geschichte»…**
Drittes Gespräch Heinz Blumenthal/Truong Hong Quang (Düsseldorf, 30.10.2022)

50 **Zeit ist nicht nach einer Armbanduhr zu messen**
Viertes Gespräch Heinz Blumenthal/Truong Hong Quang (Düsseldorf, 02.09. und 19.09.2024)

60 **Heinz Blumenthal Biografische Stationen**
(zusammengestellt von Peeter Raane)

62 **Zum deutsch-vietnamesischen Podcast**
«Leben mit Corona» und zur Gesprächsreihe mit Heinz Blumenthal. Eine Danksagung

64 **Links zu den vier Original-Podcastfolgen zum Nachhören**

65 **Biografische Angaben zu den Mitwirkenden**

FLORIAN WEIS

AUS DER GESCHICHTE LERNEN – ODER DER ZEITZEUGE ALS SCHLIMMSTER FEIND DES HISTORIKERS?

ZUM GELEIT

Die Zeitzeugin, der Zeitzeuge seien die schlimmsten Feinde der Historikerinnen und Historiker – dieses Bonmot ist in der geschichtswissenschaftlichen Zunft reichlich bemüht, ja überstrapaziert worden. Mit gutem Grund hat sich in den letzten 50 Jahren eine Abwendung von einer – meist auch nur vermeintlich – objektivierten, rein (Schrift-)Quellen-basierten Geschichtswissenschaft und Erinnerungsdarstellung vollzogen; «Oral History» und Geschichtswerkstätten seien hier als Begriffe und Vehikel dieser Veränderungen genannt. Nicht zufällig nahm in der Bundesrepublik Deutschland die Erinnerung an die Nazi-Diktatur und den von ihr geführten Angriffs- und Vernichtungskrieg sowie an die Opfer der Nazis einen besonderen Platz in dieser Hinwendung zu einer «Geschichte von unten» und damit auch zu den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ein. Aber auch die Neuerinnerung an die Geschichte der Arbeiter*innenbewegung, gerade in ihrer Alltagskultur, war Motivation und Gegenstand für manche dieser manchmal «Barfußhistoriker*innen» genannten Akteur*innen. Nazi-Zeit, Antifaschismus und Arbeiter*innenbewegung sind auch die zentralen Themen der hier vorliegenden biographischen Gespräche von Truong Hong Quang mit Heinz Blumenthal.

TÜCKEN DER ERINNERUNG

Nun ist die subjektive Erinnerung dennoch mit einer gewissen Vorsicht zu betrachten, Heinz Blumenthal verschweigt dies im Übrigen keineswegs. Heinrich Böll beschreibt in seinem 1983 erschienen Band «Was soll aus dem Jungen bloß werden? Oder: Irgendetwas mit Büchern» [1] eine Begebenheit, als ein Mitschüler, der der SS angehörte, von der (vergeblichen) «Jagd» auf einen rechtskonservativ-deutschnationalen Politiker, Gottfried Treviranus, berichtete, den die Nazis als Feind betrachteten. Seine zeitli-

1 https://www.dtv.de/buch/was-soll-aus-dem-jungen-bloss-werden-10169

che Erinnerung, so musste Böll feststellen, war aber offenbar falsch, denn Treviranus hatte sich schon in die Emigration retten können. Böll deutete dies so, dass er verschiedene Erlebnisse und Eindrücke in der Erinnerung nachträglich offenbar fälschlich zusammengezogen habe. Oder ein anderes Beispiel: Im Rahmen der Buchvorstellung einer wissenschaftlichen Arbeit über eine kommunistisch-maoistische Organisation der Bundesrepublik wurde eine damalige Zeitzeugin und spätere Politikerin als, ja, Zeitzeugin, befragt. Sie verkündete mit Überzeugung, dass sie bereits in den 1970er Jahren feministische Positionen klar formuliert habe. Der Autor der Monographie konnte dies jedoch nicht bestätigen, entsprechende Positionen finden sich in ihren Artikeln erst im folgenden Jahrzehnt. In der Erinnerung der besagten Person aber erschien im Nachhinein die eigene feministische Positionierung frühzeitiger und kontinuierlicher als die Quellen dies hergeben.

Macht dies Zeitzeug*innen-Erinnerungen unnütz oder gar gefährlich? Keineswegs. Es zeigt nur auf, dass die Erinnerung selbst ein wechselhafter Prozess ist, der reflektiert und kontextualisiert werden muss, um hilfreich zu werden. Geschichte ist eben mehr als entweder nur Abstraktion und Systematisierung oder nur eine Ansammlung ungewichteter Geschichten. Debatten über den Stellenwert des Subjektiven haben wir etwa Ende der 1980er und in den 1990er Jahren erlebt, als eine vulgarisierte Anwendung von «Postmoderne» und ein «anything goes» auch auf die Betrachtung von Geschichte überschwappten. Und wir erleben sie heute, ungleich gefährlicher noch, im Gewande von «alternativen Fakten» und subjektiven «Wahrheiten», wie sie besonders überspitzt etwa jene «Jana aus Kassel» ausdrückte, die ihren Protest gegen Corona-Schutzmaßnahmen mit dem Widerstand Sophie Scholls nahezu gleichsetzte, die bekanntlich 1943 hingerichtet wurde, während «Jana aus Kassel» allenfalls Spott ertragen musste. Es bedürfte eines längeren Exkurses, für den hier kein Raum ist, die Selbstwahrnehmung als Opfer als heute vielfach zentrale Bezugsgröße darzustellen, einer freilich weniger passiv-klagenden als allzu oft aggressiv-anklagenden Opferpose.

Gerade gegen solche absurden Sichtweisen und Gleichsetzungen sind Zeitzeugen-Erinnerungen wie die hier vorliegenden von Heinz Blumenthal doppelt wichtig, wertvoll in ihrer demokratisch-aufklärerischen Botschaft wie der reflektierten Methode der Erinnerung.

Zudem sind Zeitzeug*innen eben auch Quellen, lebende Quellen, Quellen von Lebenden. Sie zu ignorieren wäre eine Selbstbeschneidung, mithin dumm. Zeitzeug*innen, lebende Quellen also, bedürfen der Überprüfung, Kontextualisierung, gegebenenfalls Korrektur, doch gilt dies nicht minder für schriftliche Quellen, die zudem ja oftmals auch kaum etwas anderes sind als geronnene Zeitzeug*innenberichte.

TROTZ ALLEDEM UND GERADE JETZT: AUFKLÄRUNG

Eine Wiederbelebung der Tradition der Aufklärung, im Wissen auch um ihre Ambivalenzen, erwähnt sei nur der europäische Kolonialismus, tut bitter Not – und darauf geht auch Heinz Blumenthal in den Gesprächen ein. Denn die Kraft der Aufklärung, die im Übrigen nie ein rein europäisches Phänomen war, wie identitär-kulturalistische Strömungen ganz unterschiedlicher, ja entgegengesetzter politischer Richtungen suggerieren, liegt ja gerade darin, dass sie eine immanente Dynamik, Radikalität und Konsequenz besitzt, die wiederholt über die Absichten führender Aufklärer hinausging. Besitzlosen Männern, Frauen oder versklavten Menschen gleiche Rechte zu geben, war kaum Absicht der ersten Generationen europäischer und nordamerikanischer Aufklärer, doch ließ sich die argumentative Wucht der Aufklärung nicht eindämmen und wurde zur emanzipatorischen Waffe der antikolonialen Bewegungen ebenso wie der Frauenrechts- und der Arbeiter*innenbewegung.

Geschichte und politisches Handeln bewegen sich in Ambivalenzen, Widersprüchen, in Entwicklungen und nicht zuletzt schmerzhaften Dilemmata. Darauf geht Heinz Blumenthal wiederholt ein, etwa in Bezug auf die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland:

«Die Bundesrepublik hat schon eine lange Geschichte. Was ich für begrüßenswert halte, ist, dass es möglich ist, Veränderungen herbeizuführen. Auch unter den gegebenen gesellschaftlichen Umständen. Zum Beispiel die Berufsverbote: Der sogenannte Radikalenerlass als Grundlage für die Berufsverbote wurde 1972 von der Ministerpräsidentenkonferenz gemeinsam mit Bundeskanzler Willy Brandt beschlossen. Ein riesiger Spitzelapparat wurde in Bewegung gesetzt, um alle Bewerber für den öffentlichen Dienst zu beobachten und zu überprüfen. Es gab hunderte Fälle von Berufsverboten oder Verfahren. Der Punkt, um den es mir geht, ist, dass es möglich war, über einen längeren Zeitraum diese Berufsverbote zurückzudrängen. Ich kenne viele Lehrerinnen und Lehrer, die damals davon betroffen waren. Aber ich kenne niemanden, der oder die nicht ihr Berufsleben in der Lehrerschaft verbracht hat. Alle, die nach meiner Kenntnis damals betroffen waren, haben ihren Beruf später ausüben können. Das ist mir ein Beweis dafür, dass etwas veränderbar ist. Und das ist meine Haltung zu diesen demokratischen Zuständen, die man ja nicht in allen Teilen gut finden muss: Diese Gesellschaft ist veränderbar, auch unter den Umständen, wie sie heute sind. Insofern halte ich etwas von der Bundesrepublik.»

Dies sagt ein Mann, und das macht diese differenzierte Betrachtung umso bemerkenswerter, der die antikommunistischen Strafverfahren der 1950er und frühen 1960er Jahre am eigenen Leibe bitter erlebt hat und

mehrfach in Haft saß, wobei oft die gleichen Richter, Staatsanwälte und Polizisten mitwirkten, die bereits im Nationalsozialismus unheilvoll aktiv waren.

Eine andere Passage, an der dieser wohltuend differenzierte Umgang mit Ambivalenzen deutlich wird, zeigt sich im Gespräch zwischen Truong Hong Quang und Heinz Blumenthal, als es um die herausragende Bedeutung der Proteste gegen den Vietnam-Krieg geht, der vor 50 Jahren mit dem Rückzug der letzten US-Angehörigen und dem Zusammenbruch des südvietnamesischen Regimes endete, im weiteren aber auch das Schicksal der «Boat People» nicht verschwiegen und deutlich gemacht wird, dass sich das Bild der Gesprächspartner im Laufe der Zeit verändert hat.

LOB DES ZWEIFELS: DER LANGE SCHATTEN DES STALINISMUS

Und natürlich spielt das stalinistische Erbe in den Erinnerungen von Heinz Blumenthal eine wichtige Rolle. Sozialismus, das war ein zentraler Ausgangspunkt auch der Rosa-Luxemburg-Stiftung bei ihrer Gründung 1990 und seitdem, ist als demokratischer und freiheitliche Prozess zu betrachten, nicht als starres und autoritäres System. Im Sinne der Rosa-Luxemburg-Stiftung meint dies, eine demokratisch-sozialistische Perspektive nicht aus dem Auge zu verlieren, dies freilich mit den Mitteln von Gesellschaftsanalyse und politischer Bildung[2] zu tun, die Offenheit, Fragen, eine ehrliche Suche, kontroverse Debatten benötigen, keineswegs aber dogmatische Gewissheiten, Realitätsverzerrungen und zu viel Agitation und Propaganda vertragen.

Heinz Blumenthal betont etwa die herausragende Bedeutung der Klimafrage, und immer die Notwendigkeit der Demokratie, wenn er sagt:

«Das aber war ein gewisser Wendepunkt, ich will das auch so benennen, ein Wendepunkt auch in meiner Denkungsart: Dass man ohne Demokratie auch keinen Sozialismus haben kann.»

Blumenthal sieht einen Kipp- und Wendepunkt in der kommunistischen Bewegung dann erreicht, wenn der Kommunismus, wenn Politik letztlich zur Religion oder zum Religionsersatz wird. In diesem Sinne wurde Stalin gewissermaßen zum Religionsstifter, der Marxismus-Leninismus zur unumstößlichen Wahrheit, die zu kritisieren, alleine schon kritisch zu befragen Häresie war, mit allen blutigen Konsequenzen.

---

2 So der Vollständige Name: Rosa-Luxemburg-Stiftung. Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e. V. Siehe dazu auch: Florian Weis, Wie alles begann. Die Herausbildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung seit 1996 (https://hamburg.rosalux.de/fileadmin/ls_hamburg/Weis-25_Jahre_RLSHH.pdf)

Nun würden Theologinnen und Theologen, und das mit einigem Recht, darauf verweisen können, dass auch die Religionsbetrachtung sich verändert hat, Religion nicht mehr als unveränderbare Sammlung von Wahrheitssetzungen verstanden werde, sondern sich ihrer historischen Entwicklung und damit Veränderbarkeit bewusst sei, dass die Bibel «von Gott inspiriert, nicht diktiert» worden sei, also historisch, sogar historisch-kritisch gelesen werden könne.

Davon war der dogmatisierte Marxismus-Leninismus weit entfernt. Abgesehen von der Frage, inwieweit (ersatz-)religiöse Züge im Stalinismus, Maoismus, aber durchaus auch moderateren Strömungen der Arbeiter*innenbewegung ausgeprägt waren, erinnert sei nur an Lieder und vielverwendete Sprachbilder, lassen sich die Unterschiede zwischen dogmatische, zentrale Texte absolut setzenden und einer historisch-evolutionären Interpretation in der Gegenwart mit gravierenden Folgen gerade in den USA verfolgen. Die Schule des «Originalismus», besonders in der Spielart des «Textualism», dominiert den US Supreme Court, indem sie, verkürzt formuliert, die Verfassungsgrundsätze möglichst wörtlich und damit möglichst so wie bei ihrer Abfassung auslegen möchte. Demgegenüber steht die Praxis des Bundesverfassungsgerichtes eher für das, was in den USA als «Living Constitualism» verstanden wird, also für eine dynamische Interpretation und Weiterentwicklung von Verfassungsgrundsätzen, z.B. durch eine zeitgemäße Anpassung des Ehe- und Familienbegriffes, die nicht dem Zeitverständnis von 1949 entsprach, mit den grundlegenden Prinzipien des Grundgesetzes aber sehr wohl vereinbar ist.

80 JAHRE NACH DER ZERSCHLAGUNG DER NAZI-HERRSCHAFT: AUS DER GESCHICHTE LERNEN?

Nazis, alte und später neue, hat es in der Geschichte der BRD immer gegeben, und weit über diese hinaus rassistische, antisemitische und autoritäre Stimmungen, letztere unter der Oberfläche auch in der DDR. Nazi-Parteien aber hatten es lange schwer gehabt: Zunächst durch die alliierten Verbotsregelungen, durch das Verbot der Sozialistischen Reichspartei durch das Bundesverfassungsgericht 1952, schließlich1953 dann noch einmal durch das Eingreifen der Briten gegen den «Gauleiter-Kreis», der die FDP übernehmen und radikalnationalistisch-revisionistisch ausrichten wollte. Vor allem aber wirkte lange Zeit eine historische Tabuisierung. Die ausgeprägte Dummheit mancher Rechtsaußen-Vertreter und ihre notorische Zerstrittenheit tat ein Übriges.

Das alles hat 80 Jahre nach dem Ende des Weltkrieges in Europa und der Zerschlagung der Nazis weitgehend an Kraft eingebüßt. Ein «Nie wie-

der Faschismus» ist daher heute ein Stück weit neu zu begründen, neu zu erzählen, weiter zu entwickeln. Das Verschwinden der Zeitzeug*innen auf der Opfer- und Widerstandsseite verstärkt diese Notwendigkeit[3]. Umso wertvoller ist es, dass ein so reflektierter Zeitzeugen-Bericht wie dieser vorliegt, der Differenzierungen vornimmt und sich ändernde Sichten auf die – auch eigene – Vergangenheit einbezieht, ohne die historische Leistung des Antifaschismus zu relativieren.

«Die Geschichte» lernt uns nichts, meinte der britische Popmusiker Sting vor bald 40 Jahren:

«Sooner or later we learn to throw the past away. History will teach us nothing.» [4]

Sting, dessen Lieder auf diesem Album besonders auf die Opfer der Militärdiktaturen in Südamerika und die betroffenen Angehörigen eingehen, deutet hier freilich noch einen anderen Gedanken an, der in diesem Geleitwort nicht näher ausgeleuchtet werden kann: den Gedanken, sich von der Vergangenheit zu lösen für eine Zukunft, der die Geschichte nichts lehren kann. Dem steht freilich die historische Empirie entgegen, die zeigt, dass die Anrufung des besseren Morgen sehr häufig unter Anrufung der Vergangenheit erfolgte, durch Abgrenzung und vermeintliche Lehren, aber auch durch die Behauptung eines vermeintlich besseren Gestern.[5]

Nichts wiederholt sich 1:1, nicht einmal als Farce, oder, mit Heinz Blumenthal formuliert, sie wiederholt sich nicht in gleichem Gewand. Davon ausgehend ließe sich etwa fragen, wie ausgeprägt oder vielleicht oberflächlich der Unterschied zwischen dem historischen Nationalsozialismus und Faschismus und den heutigen Rechtsaußenparteien ist, wenn deren wichtigste Führungspersonen in Europa mit Giorgia Meloni, Marine Le Pen und Alice Weidel Frauen sind – undenkbar für Hitler und Mussolini. Doch handelt es sich deshalb um eine grundlegende Veränderung des Faschismus, wenn Frauen, auch solche, die in einer lesbischen Partnerschaft leben, deren Anführerinnen sind? Oder ist es wiederum eine zu enge, allzu sehr auf eine bestimmte historische Phase beschränkte Wahrnehmung von Faschismus, wenn Veränderungen im Geschlechterbild zumindest für die Spitzenpersonen dazu führen, dies vielleicht gar nicht mehr als Faschismus zu begreifen? Diese Frage ist nicht nur von akademischem Interesse, sie trägt auch dazu bei, die Zusammensetzung und Differenzen in den rechtsautoritären Bewegungen besser zu verstehen, um so, idealer Weise, deren Risslinien zu erkennen, zu nutzen und Gegenstrategien entwickeln zu können.

---

3 Der Historiker Michael Brenner zur Verteidigung der Zeitzeug*innenschaft: https://www.juedische-allgemeine.de/politik/aus-ihrer-sicht/

4 https://www.sting.com/discography/lyrics/145

5 Oder mit Karl Valentin: Die Zukunft war früher auch besser.

«Lehren aus der Geschichte» liefern selten einfache Handlungsanweisungen, historische Gleichsetzungen sind überwiegend zumindest ungenau. Vergleiche aber, die sowohl starke Ähnlichkeiten wie Unterschiede aufzeigen, sind dringend notwendig und das Handwerkszeug – nicht nur – von Historiker*innen, schauen wir aktuell auf Trump, Putin, Orban, die AfD & Co.

«Geschichte wiederholt sich ja nicht im gleichen Gewand, sie wiederholt sich in anderer Erscheinungsform. (…) Denn einmal erreichtes Bewusstsein ist ja keine eherne Größe, es unterliegt dem Wandel und vor allen Dingen Einflüssen von politischen Kräften, die gegensätzliche Auffassungen und Ziele haben. An diesen Wahlergebnissen sieht man beispielsweise, dass es immer noch zieht, mit Behauptungen aufzuwarten und damit Erfolg zu haben, obwohl bekannt ist, dass diese Behauptungen ins Leere laufen und diese Angebote nicht realisiert werden können. Ich will damit sagen, dass die Macht des falschen Arguments immer noch groß ist. Wenn es in den elektronischen Medien eine Flut von falschen Informationen gibt und das geglaubt wird, dann geht die Auffassung fehl, die Zeit würde das regeln. Die Zeit muss gestaltet werden. Das ist, glaube ich, auch die politische Konsequenz aus den jüngsten Wahlergebnissen.»

BUT TODAY IS A GIFT (I)
ERSTES GESPRÄCH HEINZ BLUMENTHAL/ TRUONG HONG QUANG (DÜSSELDORF, 31.10.2021)

Truong Hong Quang (THQ): *Guten Tag Heinz, ich freue mich sehr, dich bei guter Gesundheit zu sehen, und danke dir herzlich dafür, dass ich gemeinsam mit unserem Freund Peeter Raane dieses Gespräch mit dir führen kann. Vermutlich bedarf es einer Erklärung, warum ausgerechnet ein Vietnamese sich für das von Peeter initiierte Projekt «Zeitzeugen» interessiert, das sich aus linker Perspektive in erster Linie mit der jüngeren deutschen Geschichte beschäftigt. Sicherlich gibt es dabei auch einen Vietnam-Bezug, beispielsweise in der westdeutschen Friedensbewegung der 60er und 70er Jahre. Dabei ging es nicht nur um eine Solidaritätsbewegung mit dem vietnamesischen Volk, sondern auch um die Bewältigung der eigenen deutschen Vergangenheit. Doch das ist nur eines der Themen, auf die ich nachher gern zurückkommen würde. Meine Aufmerksamkeit gilt vor allem dem Erfahrungsschatz deines Lebens als Jahrhundertzeuge, als politisch denkender und handelnder Mensch in den Epochenumbrüchen dieser Zeit. Du bist am 7. August 1929 geboren und jetzt stolze 92 Jahre alt. Du warst drei oder vier Jahre alt, als Hitler an die Macht kam. Als der Krieg 1945 zu Ende war, warst du 15 oder 16 Jahre alt. Hier gibt es auch eine erstaunliche Parallelität zwischen deinem und meinem Leben, wenn auch unter völlig unterschiedlichen historischen Vorzeichen. Ich war ebenfalls 15 oder 16 Jahre alt, als der Vietnamkrieg 1975 endete. Zwischen meiner und deiner Generation liegen 30 Jahre. Wie bewusst hast du diese Zeit des Faschismus erlebt? Dabei geht es mir nicht nur um die große, sicherlich schreckliche und tragische Geschichte, sondern auch um deine Kindheit und Jugend. War es überhaupt möglich, eine normale Kindheit und Jugend unter dem Faschismus und im Krieg zu erleben?*

Heinz Blumenthal (HB): Wir haben das natürlich als normal empfunden, denn wir kannten ja nichts anderes. Du hast gesagt, dass ich drei bis vier Jahre alt war, als der Faschismus an die Macht kam. Das stimmt exakt, ich war dreieinhalb Jahre alt, und von daher stammt meine erste bewusste Erinnerung. Ich weiß sogar noch den Wochentag: Es war ein Samstag, denn in Arbeiterfamilien wurden die Kinder samstags gebadet. Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, aus einer kommunistischen Familie, mehr mütterlicherseits als väterlicherseits. Ich war dreieinhalb Jahre alt, als ich

an diesem besagten Samstagabend im Februar 1933, also eine Woche nach dem Machtantritt der Faschisten, Schüsse aus der Badewanne hörte. Die Schüsse kamen aus einer Parallelstraße. Meine Mutter rannte sofort los, denn dort wohnten ihre Eltern und Geschwister. Unterwegs sagte ihr jemand, dass ihre Mutter erschossen worden sei. Sie lief zu dem Haus ihrer Eltern, dort stand viel Polizei herum. Dann stellte sich heraus, dass nicht ihre Mutter, sondern die Frau ihres Bruders von der SS erschossen worden war. Die SS zog durch die Straßen, um ihre neue Macht zu demonstrieren, und rief: «Vom Fenster weg, es wird geschossen!» Und tatsächlich wurde sofort geschossen. Eine Kugel traf meine Tante in den Kopf, und sie war tot. Ich kann mich an diese Schüsse erinnern, sie haben sich mir eingeprägt. Ich kann mich auch noch an die Aufbahrung in ihrer Wohnung erinnern, weil es eine Totenwache gab. Somit war mein Eintritt in das faschistische Zeitalter sozusagen authentisch, wenn man bedenkt, welche Zukunft uns bevorstand. Allein durch dieses Ereignis war meine spätere innere Überzeugung als Kommunist und Sozialist jedoch nicht vorgegeben. Sie wurde später vorgeprägt durch die Unterhaltungen der älteren Familienmitglieder, die alle verfolgt waren. So setzte sich das bei mir durch, weil ich immer wusste, woher ich komme und wer meine Familie war. Die Erinnerung an diese Menschen habe ich nie verleugnet, denn sie haben ihr Herzblut für ihre Sache gegeben. Die älteren Brüder meiner Mutter kamen ins Konzentrationslager. Einer der Brüder, Onkel Michael, kam nach dem KZ zu uns nach Hause, weil er keine Wohnung hatte, und wohnte kurzzeitig bei uns. Er brachte meiner Mutter und mir das «Moorsoldatenlied» bei. Mit fünf Jahren sang ich das Moorsoldatenlied, was ja auch halbwegs legal war. Auf dem Marsch der Gefangenen ins Moor wurde oftmals von der SS im Lager gefordert, dass ein Lied gesungen wird. Wenn die Moorsoldaten, also die Häftlinge, opponierten, sagte die SS: «Hier wird gesungen, was wir sagen», und dann wurde das Moorsoldatenlied gesungen. Wir hatten auch noch eine Aufzeichnung mit diesem Text. Meine Mutter und ich haben es unbekümmert gesungen, für uns natürlich. Ja, das war mein Einstieg, mein erstes bewusstes Erlebnis aus der Zeit des Faschismus.

THQ: *Es war natürlich ein sehr dramatisches und einschneidendes Ereignis, mit dem du konfrontiert wurdest. Die Hitlerjugend, die NSDAP und die SS sind nicht über Nacht mächtig geworden. Das ist für mich, der ich Germanistik studiert habe, schwer nachvollziehbar. Deutschland war das Land der Weimarer Klassik, der Romantik, der Suche nach der blauen Blume. Wenn wenn wir uns hier in Düsseldorf treffen, ist Heinrich Heine allgegegenwärtig. Und dann der Umschwung in diese schreckliche Barbarei, die durch die Sozialisation in der Hitlerjugend fortwährend gefestigt wurde. Bist du im Laufe deiner Kindheit auch in solche Organisationen*

hineingezogen worden? Du kamst ja aus einer kommunistischen Familie, da gab es von Anfang an eine andere Einstellung. Aber wenn ich an die jungen Leute insgesamt denke: Wie empfänglich waren sie für diese neue Ideologie, für deren Faszination?

HB: Das ist eine interessante Frage. Wir waren eine große Familie mit vielen Kindern, Cousins und Cousinen. Später waren wir alle in der Hitlerjugend oder im BDM, dem Bund Deutscher Mädel. Es gab schließlich das Reichsjugendgesetz. Dieses verlangte, dass alle Kinder und Jugendlichen in den NS-Organisationen Deutsches Jungvolk, Hitlerjugend und BDM organisiert sein sollten. Wir sind sozusagen hineingewachsen, weil alle Kinder und Jugendlichen aus unserer Straße dorthin gingen und das für uns ein ganz normales Betätigungsfeld war. Die Schule spielte in diesem Zusammenhang keine wesentliche Rolle, denn sie war nicht der Ort für diese Jugendorganisationen, sondern das fand außerhalb statt. Am Wochenende gab es in der Regel das sogenannte Antreten, also das Versammeln auf einem Platz. Wir haben dann Marschübungen gemacht, Geländeübungen und Lieder gesungen. In der Woche fanden zumeist in Schulräumen sogenannte Heimabende statt, bei denen die Ideologie der Nazis beispielsweise durch Liedgut verbreitet wurde. Ein Kernelement der Nazi-Ideologie, das elitäre Denken und das besondere Sein unseres Volkes, war für uns sehr attraktiv, wir waren dafür sehr empfänglich. Denn wer möchte nicht zur Elite gehören? Wer ist nicht gern etwas Besonderes? Da das kontinuierlich und fortlaufend geschah, drang es in unser Bewusstsein. Dies festzuhalten ist wichtig, da auch heutzutage der Nationalismus nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa fröhliche Urstände feiert. Viele junge Menschen sind wieder empfänglich für nationalistische Gedanken. Ich finde, man muss frühzeitig darauf achten, dass sich so etwas nicht weiter ausbreitet. Man muss dagegenhalten, beispielsweise mit dem Bildungssystem.

THQ: *Es gibt ja die Theorie der Kollektivschuld, weil das deutsche Volk so empfänglich für diese Ideologie war. Interessant und erstaunlich ist für mich im Nachhinein jedoch, dass sich innerhalb dieser großen mitlaufenden Mehrheit doch auch Widerstand formiert hat. Wie im Fall deiner Familie und auch bei dir persönlich. Wenn du auf deine eigene Biografie zurückblickst: Wie würdest du diesen Abstand zum Regime, diesen Widerstand erklären, während die große Mehrheit mehr oder weniger mitgelaufen ist?*

HB: Ich möchte noch eine ergänzende Bemerkung zu dem machen, was ich bisher gesagt habe. Wir alle waren in der Hitlerjugend beziehungsweise im BDM, nur meine Cousine Wilma nicht. Sie war nämlich die Tochter

der erschossenen Tante. Sie hat sich dem widersetzt und wurde dabei von ihrem Vater unterstützt, der dann auch im KZ war. Später verlor die Hitlerjugend dann auch das Interesse, sie weiterhin aufzufordern und zu bedrängen. Wilma war nicht dabei, und ich habe großen Respekt davor, dass sie dem widerstanden hat. Wir anderen waren nicht besonders etabliert, sondern haben halt mitgemacht. Zum Widerstand in meiner Familie gehört, dass die älteren Brüder meiner Mutter im KZ waren, daher die Kenntnis des Moorsoldatenliedes. Später, nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad, hat die Gestapo meine beiden Onkel, die im KZ waren, wieder gesucht. Aber sie waren verschwunden, da sie die Information erhalten hatten, dass sie erneut inhaftiert werden sollten. Zeitweilig ist es ihnen gelungen, davonzukommen. Als jedoch einer von beiden aus Sehnsucht nach seiner Familie wieder zu Hause auftauchte, wurde er verhaftet und war bis zum Ende im KZ Buchenwald inhaftiert. Ich muss gestehen, dass ich niemals einen organisierten Widerstand, beispielsweise in Form der Herstellung von Flugblättern, erlebt habe. Was ich erlebt habe, war die Einladung von sowjetischen oder französischen Arbeitern, die zwangsrekrutiert waren, sonntags zum Mittagessen nach Hause. Das war nicht ungefährlich, sondern strafbar, und es gab ja Denunzianten in der Nachbarschaft. Das ist mir in Erinnerung geblieben und das kann ich in diesem Zusammenhang sagen.

THQ: *Stichwort: Buchenwald. Nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald wurde die Weimarer Bevölkerung durch die Anlage geführt. Die Amerikaner hatten das organisiert. Und obwohl sie in unmittelbarer Nähe wohnten, behaupteten sie, von den Gräueltaten nichts gewusst zu haben. Stimmt die These, dass die absolute Mehrheit der Bevölkerung von der Judenvernichtung und den Konzentrationslagern nichts oder kaum etwas mitbekommen hat?*

HB: Das ist unglaubwürdig. Das hätte jeder wissen können. Dafür ein Beispiel: Ich wohnte in einem Wohngebiet, in dem es keine Juden gab. Wir kannten also keinen Juden persönlich. Was uns mit den Juden in Duisburg verband, woher ich komme, war, dass meine Mutter nach der Schule als Kindermädchen in einem jüdischen Haushalt beschäftigt war. Nachdem im Nov ember 1938 die Pogromnacht stattgefunden hatte, ist sie mit mir durch die Straßen der Innenstadt gegangen. Dort hatte das Pogrom vor allem stattgefunden. Sie wollte das Haus ihrer Dienstgeber sehen. Wir gingen nur daran vorbei. Ich erinnere mich jedoch daran, dass wir über knirschendes Glas liefen, da die Fensterscheiben zerschlagen und Möbel auf die Straße geworfen worden waren. Das ist ein Beispiel dafür, dass die Leute wussten oder hätten wissen können, was passiert war. Dass plötzlich keine Juden mehr in der Stadt waren und dass es dafür eine Erklärung

geben musste, wohin sie verschwunden waren. Es ist ziemlich unglaubwürdig, wenn die Leute behaupteten, sie hätten davon nichts gewusst. Aber das waren die üblichen Ausreden damals.

THQ: *Hannah Arendt vertrat die These von der Banalität des Bösen in Bezug auf Eichmann, der für die Transporte nach Auschwitz zur Vernichtung der europäischen Juden verantwortlich war. Sie beschreibt ihn als einen Bürokraten, der seine Arbeit sehr akkurat ausführte. So sah er sich auch selbst. Andererseits ist uns die ganze Brutalität des Naziregimes bekannt. Wie war das aus deiner Sicht? Als es anfing, warst du noch sehr klein, aber am Ende des Krieges warst du 15 oder 16. Was bekam man einerseits von dieser akkuraten Bürokratie und andererseits von den Brutalitäten mit? Was prägte das Bild des Regimes für jemanden, der im Inland lebte, stärker? In den besetzten Gebieten war das wahrscheinlich sehr eindeutig. Aber wie war es in Deutschland?*

HB: Du hast vorhin gesagt, dass sich die Leute unschuldig fühlten, weil sie nichts gewusst haben. Sie haben eben keinen besonderen Wert darauf gelegt, im Einzelnen nachzuhaken und nachzufragen, sondern haben das einfach über sich ergehen lassen. Und die politisch Verfolgten, die verfolgt wurden, waren ja immer auch nur eine Minderheit. Die Mehrheit der Menschen war dem Regime hörig, ob unter Zwang oder freiwillig. Deshalb war es nicht die Sorge der Leute, wie das Regime mit ihnen umgeht, sondern sie lebten ihren normalen Alltag, in dem viel gearbeitet wurde und in dem im Verlauf des Krieges auch viele Siege errungen wurden. Das war natürlich ein Thema und ein Grund für die politische Verdrossenheit vieler, weil sie glaubten, dass die Faschisten letztendlich die Sieger bleiben würden. Es herrschte eine Art neutrale Stimmung.

THQ: *Gegen Ende des Krieges wurden schließlich auch Kinder und Jugendliche zu verschiedenen Wehrmaßnahmen eingezogen. Wie war das bei dir und in deiner Verwandtschaft?*

HB: Es war tatsächlich so, dass die Kinder indoktriniert und in verschiedene Maßnahmen im Rahmen der Kriegsführung einbezogen wurden. Ich kann mich noch daran erinnern, dass unsere Klasse ausgeschickt wurde, um auf den Feldern nach Kartoffelkäfern zu suchen. Angeblich hatten die Alliierten per Flugzeug auch Kartoffelkäfer abgeworfen, um unsere Ernährung zu schädigen. In der Schule wurden große Bildtafeln gezeigt, die die Auswirkungen der Kartoffelkäferplage veranschaulichten. Für das sogenannte Winterhilfswerk gingen wir in Uniform mit Sammelbüchsen auf die Straße, um Geld einzusammeln – das war unsere Aufgabe als Kinder. Später, nach der Landung der Alliierten, wurden wir nach Holland ge-

schickt, um den holländischen Bauern das Vieh von der Weide zu treiben. Dieses Vieh kam in die Schlachthöfe des Ruhrgebiets und wurde der Ernährung zugeführt. Gegen Ende des Krieges, mit 14 oder 15 Jahren, kamen wir in eine vormilitärische Ausbildung. Wir lernten das Umgehen mit Karte und Kompass, das Schießen, auch mit der Panzerfaust – das war die Vorbereitung auf das Soldatsein. Aber das war schon am Ende des Krieges. Wir haben diesen Lehrgang nicht zu Ende geführt und ich bin dann nach Hause gegangen.

THQ: *Wie hast du das Ende des Krieges erlebt? Wie hat euch bzw. dich diese Nachricht erreicht? Ich weiß allerdings auch nicht, wie man diesen Augenblick des Kriegsendes definieren kann.*

HB: Auch ich kann das Kriegsende nicht genau definieren. Nach meiner militärischen Ausbildung kam ich nach Hause. Wir wohnten in Duisburg-Süd in der Nähe des Rheins. Auf der anderen Rheinseite waren bereits die Amerikaner, die den ganzen Tag mit ihrer Artillerie über den Rhein schossen, auch in unser Wohngebiet, immer dorthin, wo sich etwas bewegte. So sah die Situation im März/April 1945 aus. Dann waren die Amerikaner plötzlich da, weil sie nicht dort über den Rhein gegangen sind. Sie überquerten den Rhein bei Remagen und marschierten sozusagen um das Ruhrgebiet herum in Duisburg ein, ohne dass sich die Stadt oder das Militär, das sich dort befand, verteidigt hätte. Ich war mit dem Fahrrad unterwegs und plötzlich waren Amerikaner bei einer Straßensperre. Ich wurde angehalten und musste mich ausweisen. Das war meine erste Begegnung mit den Amerikanern.

THQ: *Wie war es für die deutsche Bevölkerung am Ende des Krieges? War es eher ein Gefühl der Niederlage, des Untergangs? Oder war es zum Teil auch schon ein Gefühl der Befreiung? Sehr viel später hat Bundespräsident Richard von Weizsäcker das Kriegsende als Stunde der Befreiung bezeichnet.*

HB: Die Antwort ist einfach. Die Leute saßen ja im Grunde genommen jahrelang Nacht für Nacht in den Kellern, wegen der Bombenangriffe. Es war wirklich bedrohlich, denn Duisburg wurde oft bombardiert, da es ein Zentrum der Schwerindustrie war. Wir lebten in ständiger Todesgefahr. In allen Nachbarschaften waren junge Leute gefallen, das nahm kein Ende. Brot und Nahrung wurden immer knapper. Und dann waren die Leute froh, dass es vorbei war, auch wenn sie nicht jubelnd auf die Straße liefen.

THQ: *Gab es in deiner Familie auch Männer, die im Krieg gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten sind?*

HB: Der Onkel, der im KZ gewesen war, wurde später zu einer Strafeinheit des Militärs eingezogen. Er ist dann im Krieg gestorben, vermutlich an einer Lungenentzündung, aber nicht im Kampf. Die älteren Brüder waren zu alt, um aktiv Soldat zu sein. Die jüngeren Brüder waren zwar Soldaten, sind aber ungeschoren davongekommen. Ich weiß von zweien, dass sie in englischer oder amerikanischer Kriegsgefangenschaft waren. Sie kamen aber bald nach Hause und fanden wieder in den Arbeitsprozess zurück.

THQ: *Lasst uns einen Zeitsprung machen: 1949 wurden die beiden deutschen Staaten gegründet – die Bundesrepublik Deutschland und die DDR. Besonders interessant finde ich aber auch die vier Jahre zwischen Kriegsende 1945 und 1949, diese Übergangsphase. In deinen biografischen Notizen habe ich gelesen, dass du im Februar 1946 in die Freie Deutsche Jugend (FDJ) eingetreten bist. Das hat mich überrascht, denn ich war bisher der Meinung, die FDJ habe es nur in der DDR als Jugendverband der SED gegeben. Warum gab es sie auch in Westdeutschland? Und noch weiter gefragt: War die FDJ tatsächlich eine gesamtdeutsche Bewegung, die von der Basis organisiert wurde? Oder handelte es sich – ich spitze etwas zu – um Infiltrationsversuche aus Ost-Berlin oder gar aus Moskau?*

HB: Das ist ja weitgehend unbekannt. Als ich in die FDJ eintrat, haben wir Schulungs- und Heimabende abgehalten, bei denen auch die Geschichte der FDJ behandelt wurde. Sie begann nicht erst 1945 oder 1946, sondern bereits in Paris und London. Dort gründeten junge deutsche Emigranten – in der Regel Juden – aus der Erfahrung der Weimarer Republik heraus eine Jugendorganisation, die nicht parteipolitisch gebunden sein sollte, sondern allen demokratischen Auffassungen und Richtungen offenstehen sollte. Das war die FDJ, die ich anfangs erlebt habe und in die ich eingetreten bin. 1946 bin ich noch nicht eingetreten. Zu dieser Zeit war ich in der FDJ-Gruppe meiner Cousine Wilma, der Tochter meiner erschossenen Tante. Ich habe mitgemacht, war aber noch nicht als Aktivist tätig. Das kam erst 1947/48. Die FDJ spielte hier eine große Rolle. Wir haben immer behauptet, der größte Jugendverband zu sein. Ich weiß gar nicht, ob das definitiv nachweisbar war. Aber wir waren eine überparteiliche Jugendorganisation, die ihre Wurzeln in der deutschen Emigration hatte, in der Westemigration, in Paris und London. Auf der Grundlage der Positionen, die die jungen Leute damals eingenommen hatten, haben wir unsere Arbeit entwickelt. Worin bestand diese? Man muss sich das vorstellen: Die jungen Leute hatten nach den Kriegserlebnissen – viele waren ja schon Soldaten gewesen – natürlich den Drang, sich auszuleben. Sie wollten jugendgemäße Dinge erleben, sich bewegen und wieder tanzen können. Damals wurde jede Kneipe zu einem Tanzlokal umfunktioniert und jede noch so kleine Bühne entsprechend ausgebaut. Wir als FDJler

zogen an den Kneipen vorbei und wenn die Musik eine Pause machte, verwickelten wir diese jungen Leute in Gespräche. Damit sie unsere Positionen kennenlernen und möglicherweise auch Mitglieder der FDJ werden. Wir waren wie überall im Stadtjugendring vertreten. Als Mitglied des Stadtjugendrings gab es Mittel und Geld für die Gestaltung der Jugendarbeit, das haben wir dann auch in Anspruch nehmen können.

THQ: *War das damals schon ein gesamtdeutscher Verband? Oder waren das Basisorganisationen, die selbstständig entstanden sind und agiert haben?*

HB: Nach der Einrichtung der Bundesländer hatten wir auch Länderorganisationen. Es gab beispielsweise die Landesorganisation Nordrhein-Westfalen mit Sitz in Düsseldorf. Und dann gab es so etwas wie eine Nebenstelle der FDJ: ein Zentralbüro, dessen Leiter dem FDJ-Zentralrat in Ostberlin angehörte. Aber damals war die Struktur nicht so, dass wir uns schon auseinandergelebt hätten. Im Rahmen des Zentralbüros hatten wir unsere eigene Organisation. Das wurde später wichtig, weil man uns der Abhängigkeit von Ostberlin und als Erfüllungsgehilfen der DDR verdächtigte – was natürlich nicht der Fall war.

THQ: *Aus deinen biografischen Daten habe ich entnommen, dass die FDJ zumindest hier in Nordrhein-Westfalen 1951 verboten wurde. Wie kam es dazu?*

HB: Die FDJ war kein Mitglied des Bundesjugendrings. Nach der Bildung der Bundesrepublik hatte sich der Bundesjugendring konstituiert. Die Verbände, die Mitglied werden wollten, mussten sich dem Grundgesetz verpflichtet fühlen und sich dazu bekennen. Dies hat die FDJ in der Bundesrepublik verweigert. Sie begründete dies damit, dass diese Staatsgründung letztendlich die Spaltung Deutschlands vertiefen würde und sie dies daher nicht unterschreiben könne. Da wir nicht Mitglied des Bundesjugendrings waren, verloren wir natürlich alle Mittel und auch die Verbindungen.

THQ: *Aber sie war doch schon eine ganze Weile lang eine legale Organisation?*

HB: Ja, die FDJ war bis dahin legal. Dann gab es das Angebot von Adenauer an die Westalliierten, die Bundesrepublik aufzurüsten. Der Kampf gegen die Remilitarisierung wurde daraufhin zu unserem Schwerpunkt. Das brachte uns natürlich in politische Schwierigkeiten mit der offiziellen Politik. Und wir waren nicht zimperlich mit unseren Aktionen.

THQ: *Was habt ihr da gemacht?*

HB: Wir haben gegen Aufrüstung demonstriert, Kongresse veranstaltet und Bündnisse geschmiedet, um eine gemeinsame Position der Jugendverbände zu erreichen und erfolgreicher gegen diese Remilitarisierung zu kämpfen. Damals hatte sich noch nicht entschieden, in welche Richtung sich die Politik in Deutschland entwickeln würde. Die Bundesrepublik setzte auf die westlichen Alliierten. Da diese Frage noch nicht entschieden war, die Remilitarisierung aber durchgesetzt werden sollte, musste natürlich gegen die Störenfriede vorgegangen werden. Das tat man unter anderem, indem man die FDJ in der Bundesrepublik verbot und unter Strafe stellte. Daraus folgten Verfolgungen und Inhaftierungen im weiteren Verlauf der Jahre bis 1956.

THQ: *Im Jahr 1951 wurde die FDJ in Nordrhein-Westfalen verboten. Nun kommen wir zu einer weiteren Parallele zwischen deinem und meinem Leben. Es geht mir um deinen Aufenthalt an der Jugendhochschule am Bogensee in den Jahren 1951 und 1952. Ich war 35 Jahre später, 1986/87, ebenfalls dort und habe ein Jahr lang als Dolmetscher für die vietnamesische Delegation gearbeitet. Dieser Ort ist für mich mit sehr schönen Erinnerungen verbunden. Ich hatte in Leipzig studiert und promoviert und anschließend in Hanoi als Wissenschaftler am Institut für Literatur gearbeitet. Das war für Vietnam jedoch eine sehr schwierige Zeit. Ich habe auf dem Bürotisch geschlafen und auch gehungert. Dann durfte ich als Dolmetscher für den Jugendverband in die DDR zurückkehren. In Bogensee bekam ich eine eigene Wohnung in einem Haus für Dolmetscherinnen und Dolmetscher und meinen ersten richtigen Arbeitsvertrag mit einem monatlichen Gehalt von fast 800 DDR-Mark. Das war damals verhältnismäßig gut, und für jemanden, der gerade aus Vietnam kam, geradezu das Paradies. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten Eindruck, als ich ankam und mir der wunderbare Duft von Kuchen und Torten in der Mensa in die Nase stieg. Und für meinen jetzigen Beruf als Dolmetscher, vor allem als Konferenzdolmetscher, habe ich dort das Handwerk gelernt. In der Jugendhochschule am Bogensee gab es wahrscheinlich eine der größten Simultandolmetscheranlagen der DDR. Ich weiß es nicht mehr genau, aber sie hatte mindestens sechs oder sieben Kabinen.*

HB: Es waren 15 Kabinen! Als Helmut Schmidt im Dezember 1981 die DDR besuchte, hielt er seine Pressekonferenz am Bogensee ab. Dafür wurden die Lehrgänge unterbrochen, um Schmidt diese Simultananlage zur Verfügung zu stellen. Das nur als Zwischenbemerkung. Aber da treffen sich unsere guten Erfahrungen, das war auch für mich eine neue Welt, die sich da auftat. Die West-FDJ hatte schon vor dem Jahreslehrgang

1951/52 den Bogensee beschickt. Das war immer eine Traumvorstellung von uns, einmal dorthin zu kommen, weil die wenigen, die von uns dort waren, natürlich traumhafte Geschichten erzählt haben. Vielleicht muss ich das noch weiter ausführen. Im November 1950 gab es eine gesamtdeutsche Funktionärskonferenz der FDJ in der Werner-Seelenbinder-Halle in Berlin. Das Hauptreferat hielt Walter Ulbricht, der damals schon Generalsekretär und stellvertretender Ministerpräsident war. Dort wurde der Feldzug zur Eroberung der Wissenschaft ausgerufen. Damit wurde der FDJ eine andere Ausrichtung gegeben. Im Verband wurde ein großer Plan zur Vermittlung des Marxismus entwickelt, zu dem auch die Einrichtung eines Jahreslehrgangs am Bogensee gehörte. Ich hatte 1949/50 etwas geschafft, das die anderen erstaunte. Nach der Gründung des Bundesjugendrings waren wir isoliert und unsere Gruppen waren auf ein Minimum geschrumpft. Ich hatte mich um den Vorsitz meiner FDJ-Gruppe beworben und wurde auch gewählt. Wir waren keine zehn Leute, aber bis zum Sommer 1950 hatten wir über 100 Leute in der Gruppe. Die Erklärung dafür ist ziemlich einfach: Ich war jemand, der die Leute kannte, und ich wurde akzeptiert, weil ich aus der Gegend kam und die jungen Leute ansprach. Die FDJ wurde auf mich aufmerksam und beförderte mich als Gruppenvorsitzenden. Ich sollte in dem großen Duisburg allen Gruppen meine Erfahrungen mitteilen, wie man aus einem kleinen Haufen große FDJ-Gruppen macht. Das habe ich auch versucht, aber bevor mir das richtig gelungen war, sagten sie: «Den müssen wir auf die Jugendhochschule schicken.» Am Bogensee hat mich jedoch niemand nach meinen Erfahrungen gefragt. Wir waren eine Gruppe von 15 Leuten aus Westdeutschland unter insgesamt 250 Leuten. Die anderen waren aus dem Osten; wir waren sozusagen die, die dazukamen. Wir bekamen 600 Mark, das war viel damals, wahrscheinlich mehr, als die DDR-Studenten erhielten, die eine Vergütung entsprechend ihrem bisherigen Lohn bekamen. So bin ich zum Bogensee gekommen. Und dort war nicht die Theorie das Wichtigste, sondern dass ich eine andere Welt betrat, eine Welt der Kultur. Ich war noch nie im Theater gewesen, das haben wir dann besucht. In ihrem letzten Buch «Stadt der Engel» beschreibt Christa Wolf, was 1950/51 los war – wir sind ja der gleiche Jahrgang. Sie schreibt beispielsweise darüber, dass Brechts «Tage der Commune» am Schiffbauerdamm aufgeführt wurden, und wir waren zur Eröffnung auch dabei. So etwas prägt natürlich. Das war das wichtigste Erlebnis für mich, das mir ganz andere Horizonte eröffnete.

THQ: *Das war also noch eine Aufbruchsstimmung, ein demokratischer Aufbruch in diesem Sinne. Sie war noch nicht so sehr von Indoktrination oder einseitigen Inputs geprägt, die sich wahrscheinlich erst später ergeben haben.*

HB: Ja, das habe ich sehr bedauert. Das ist aber eine systemische Frage: Später in der FDJ-Gruppe durfte immer nur einer sprechen. Immer nur der, der das Sagen hatte. Das war dann eine andere Atmosphäre.

THQ: *Ihr seid aus Westdeutschland gekommen. Du hast vorhin angedeutet, dass man nicht nach euren Erfahrungen gefragt hat. Aber ihr wart doch auch Idealisten. Ihr habt eure spezifischen Erfahrungen aus Westdeutschland mitgebracht und dort sind die Leute aus der DDR. Damals war die deutsche Einheit noch ein gemeinsames Ziel. Gab es keine offenen Diskussionen, in denen man sich ausgetauscht hat? Über die Jugendarbeit, aber auch insgesamt über die politische Ausrichtung, das Staatsmodell und die Gesellschaftsvision?*

HB: Das ist jetzt 70 Jahre her. Natürlich war das ein umfangreiches Programm. Kultur spielte eine wichtige Rolle, ebenso die praktische Begegnung mit ihr. Aber vor allem ging es um die Eroberung der Wissenschaft, wie in dem Referat von Walter Ulbricht vorgegeben. Ich weiß nicht, welche zentrale Losung zu deiner Zeit im Hörsaal hing, bei uns war es das Lenin-Zitat «Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist.» Ein ganzes Jahr lang hatte man das vor Augen, und das wirkt dann schon auf einen. In sich war das ja alles logisch.

THQ: *So logisch wie der Satz von Hegel, dass Freiheit die Einsicht in die Notwendigkeit ist.*

HB: Aber Marx hat auch gesagt: «An allem ist zu zweifeln.» Doch da war kein Platz für Zweifel. Für mich persönlich ist es eine große Lehre, dass Zweifel immer angebracht sind. Zweifel können nur bewältigt werden, wenn man sie ausspricht und einbringt.

THQ: *Abgesehen von den Theaterbesuchen – was war der Höhepunkt, das aufregendste Erlebnis an der Jugendhochschule?*

HB: Wir hatten den Lehrgang einmal unterbrochen. Ich glaube, das war im Juni 1951, als das Weltfestival der Jugend und Studenten in Berlin stattfand. Die DDR-Leute wurden nach Hause geschickt, um ihre Organisationen bei der Vorbereitung zu unterstützen. Wir konnten nicht zurück, weil die FDJ inzwischen verboten war. Auch in den Ferien konnten wir nicht nach Hause fahren. In Berlin haben wir die Gäste aus Westdeutschland betreut. Es waren 15.000 oder mehr, die im Sommer kamen. Wir richteten ein Büro für den Gästeempfang ein, organisierten Quartiere und richteten Ausgabestellen für Essen und Getränke ein. Das war von Juni bis August 1951. Danach haben wir den Lehrgang wieder aufgenommen,

der bis März 1952 verlängert wurde. Danach sind wir in die Illegalität zurückgekehrt. In Düsseldorf war ich dann der letzte FDJ-Vorsitzende.

THQ: *Nach dem Lehrgang hast du in der illegalen FDJ gearbeitet. Deiner Biografie entnehme ich außerdem, dass du zur Fahndung ausgeschrieben wurdest und Anfang 1953 eine sechsmonatige U-Haft verbüßt hast. Das klingt nach reichlich Stoff für einen Politkrimi. Kannst du dazu vielleicht etwas Näheres erzählen?*

HB: Wir sind nachts über die Grenze gefahren und dann weiter bis nach Düsseldorf. Hier war das ehemalige Zentralbüro, die Leute arbeiteten illegal weiter, jetzt natürlich ohne Büro. Wir haben uns also in Düsseldorf getroffen. Wenn Leute von der Schule kamen, hieß es immer: Was macht man mit denen? Wenn irgendwo ein Wahlkampf anstand, wurde gesagt: «Also, du gehst erst einmal in den Wahlkampf.» Wir waren drei Leute aus Nordrhein-Westfalen. Ihr geht nach Bayern, dort ist Kommunalwahlkampf. Und jetzt mach als Absolvent einer FDJ-Schule mal Wahlkampf in Bayern auf dem Land. Das sind so Geschichten. Ich habe dann bei einem Genossen ein Quartier gefunden, bei Martin, der Betriebsrat in der Maxhütte in Franken war. Er wurde fristlos entlassen, weil er einen Betriebsratskollegen in einem Flugblatt angegriffen hatte. Dieser Kollege war früher KPD-Mitglied, ist dann aber in die SPD eingetreten. Da im Betrieb keine politische Propaganda gemacht werden darf und das Flugblatt als solche gewertet wurde, wurde Martin fristlos entlassen. Bei ihm wohnte ich. Gegen ihn wurde auch noch ein Strafverfahren wegen Beleidigung von dem besagten Kollegen eingeleitet. Eines Morgens, ich lag noch auf der Couch, kam die Gendarmerie. Es waren zwei Leute, einer hatte die Flinte auf dem Arm. Das waren bayerische Landpolizisten. Sie wollten Martin wegen der Strafanzeige sprechen und sahen mich dann auch auf der Couch liegen. «Wer sind Sie?» Ich habe mich vorgestellt. «Papiere.» Ich hatte keine Papiere, da ich ja lange weg gewesen war. Mein Ausweis war beim Zentralrat in Berlin hinterlegt. Der Zentralrat schickte Emissäre in den Westen, die sogenannten Instrukteure. Die wurden mit unseren Papieren ausgestattet. Die hatten kein Lichtbild, das ging also. Aber ich hatte mein KPD-Parteibuch dabei und habe es dem Polizisten gezeigt. Der Polizist hat sich die Beitragszahlungen bis zum laufenden Monat angesehen.

THQ: *Die deutsche Polizei arbeitet immer gründlich.*

HB: Nachdem sie mit Martin ihre Sachen besprochen hatten, gingen sie. «Du bist ja ein frecher Hund», hat Martin gesagt. Dann haben sie mich als Absolvent der Jugendhochschule als Referent eingesetzt. In einem

großen Saal in Regensburg sollte ich eine Rede halten. Ich hatte keine Ahnung von der bayerischen Kommunalpolitik, aber es gab ein Redemanuskript von der Landesleitung, das habe ich dann vorgetragen. Die Genossen haben gesagt, das hätten sie auch gekonnt. Das war also meine Rückkehr nach dem Bogensee-Lehrgang. Danach bin ich in die politische Arbeit eingestiegen und war Abteilungsleiter für Agitation und Propaganda bei der FDJ-Landesleitung. Diese war illegal, es gab kein Büro. Unsere Aufgabe bestand darin, Aktionen gegen die Militarisierung zu organisieren. Dabei kam es natürlich immer wieder zu Auseinandersetzungen mit der Polizei und auch zu Verhaftungen, die jedoch meist nur von kurzer Dauer waren. Ende 1952 sollte ich eine andere Aufgabe übernehmen, doch dazu ist es nicht gekommen. Ich wurde in meiner elterlichen Wohnung verhaftet. Es war eine große Verhaftungsaktion, bei der etwa 30 Leute festgenommen wurden, darunter all meine persönlichen Freunde. Wir wurden alle auf einmal verhaftet, es gab eine Liste.

THQ: *Du warst damals in Duisburg?*

HB: Ich hatte ein Übergangsquartier. Nachdem ich jedoch eine neue Arbeitsstelle antreten sollte, habe ich über den Jahreswechsel 1952/1953 zeitweilig bei meinen Eltern übernachtet und wurde dort verhaftet. Wie viele andere auch, ich glaube, es waren 30 FDJler. Und zwar, weil es im Landesvorstand ein Papier gab, in dem wir namentlich erfasst waren, eine Kartei der FDJ-Funktionäre des Landes Nordrhein-Westfalen einschließlich der Kreisebene. Die ersten 30 auf der Liste wurden verhaftet. Danach war ich in Duisburg in Untersuchungshaft. Es gibt zwei, drei interessante Episoden.

Die erste: Der evangelische Pfarrer kam mich öfter besuchen. Er setzte sich auf meinen Tisch, fragte, ob er rauchen dürfe, drehte sich eine Zigarette aus meinem Tabak, zündete sie an und hustete. Ich glaube, er war gar kein Raucher, sondern wollte sich nur kumpelhaft geben, so von gleich zu gleich. Einmal hat er das Buch «Indiens Weg zur Freiheit» von Nehru bei mir liegen sehen. Ich hatte es aus der Bibliothek ausgeliehen. Er sagte: «Das ist die richtige Art, Politik zu machen.» Ich sagte: «Da gibt es einen beträchtlichen Unterschied – in Indien hat sich das ganze Volk in die Gefängnisse gedrängt, um seine Freiheit zu bekommen, ich aber bin der Einzige, der hier hineingebracht wurde, ich habe mich nicht reingedrängt.» Soweit diese schöne Episode.

Dann hat mich Hubert Schrübbers, der Generalstaatsanwalt vom Oberlandesgericht, besucht. Er war die Aufsichtsbehörde für den Strafvollzug und hat eine Gefängnisbesichtigung durchgeführt. An der Zellentür hängt eine Karte mit den Paragrafen, aufgrund derer man angeklagt ist. Ein Poli-

tischer, hat er gesehen, kam herein und setzte sich mit mir auseinander. Er hat vom Reichsgericht in Leipzig erzählt und bedauert, dass die Alliierten, insbesondere die Sowjets, diese ehrenwerten Reichsgerichtsräte interniert haben, die doch auch nur ihre Pflicht getan hätten. Auf dem Tisch lag unsere Parteizeitung mit einem Artikel und einem Bild von Stalin sowie der Überschrift «Genosse Stalin schwer erkrankt». Von Schrübbers habe ich dann erfahren, dass Stalin gestorben ist. Ich musste mich zusammenreißen, um meine Gefühle nicht zu zeigen. Das war für uns damals ein einschneidendes Ereignis. Die Widersprüchlichkeit wurde ja erst später deutlich. Und dieser Generalstaatsanwalt wurde noch Nachfolger des ersten Präsidenten des Bundesverfassungsschutzes, Otto John. John war ein aus England zurückgekehrter Emigrant, der dann in die DDR abgehauen ist und dort eine große Pressekonferenz gegeben hat. Schrübbers wurde 1955 sein Nachfolger, wurde aber Jahre später als kriegsverbrecherischer Staatsanwalt in der Nazi-Zeit am Oberlandesgericht Hamm entlarvt. Er hat beispielsweise bei Zwangsarbeitern hohe Gefängnisstrafen beantragt. Er hatte also bei den Nazis seine Sporen verdient und war dann in der Bundesrepublik Generalstaatsanwalt. Du kannst dir vorstellen, welche Gefühle man hat, wenn man von so einem Büttel über Demokratie aufgeklärt wird. Als seine Strafanzeigen enthüllt wurden, war das kurz vor seiner Pensionierung. Er blieb aber noch Tage oder Wochen im Amt und wurde dann klammheimlich pensioniert.

Im Gefängnis habe ich natürlich meiner damaligen Freundin geschrieben. Auch an meine Parteileitung in Duisburg habe ich geschrieben und darin meine Ungebrochenheit betont. Das Schreiben wurde prompt beschlagnahmt, da es für die, wie es damals hieß, individuelle Bewertung meiner Person im Rahmen des Strafverfahrens als wichtig erachtet wurde. In dem Schreiben bekannte ich mich also zu meiner Partei und erklärte, dass ich auch später immer wieder meine politische Arbeit fortsetzen werde.

THQ: *Wir haben uns im Vorfeld auch darüber unterhalten, dass mit Bundeskanzlerin Angela Merkel ein ehemaliges FDJ-Mitglied berühmt geworden ist. Sie war nicht nur Mitglied der FDJ, sondern sogar FDJ-Sekretärin für Agitation und Propaganda oder für Kultur an der Akademie der Wisenschaften, dazu gibt es verschiedene Versionen. Wenn eine hochgeachtete Persönlichkeit wie Frau Merkel in dieser Organisation gewesen ist, dann kann sie doch nicht so schlimm gewesen sein, oder? Wie empfindest du diese ungleiche Behandlung?*

HB: Sie hat ja mehr gesagt. Sie hat sogar gesagt, dass sie gern in der FDJ gewesen wäre. Was mich noch mit ihr verbindet, ist, dass wir die gleiche Funktion hatten. Sie hat im Ausland studiert, in der Sowjetunion, hat ihre

Doktorarbeit geschrieben.[6] Ich hingegen habe für dieselbe Funktion Gefängnis bekommen, das ist schon ein Unterschied. Aber ich sehe es auch mit einer gewissen Sympathie, dass sie sich dazu bekennt und sich in dieser Frage nichts abhandeln lässt.

6 Entgegen der weit verbreiteten Annahme studierte Angela Merkel nicht in der Sowjetunion, sondern von 1973 bis 1978 Physik an der Karl-Marx-Universität Leipzig und promovierte anschließend im Bereich Quantenchemie an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Vgl. Angela Merkel mit Beate Baumann: *Freiheit – Erinnerungen 1954–2021*, 5. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 2025 (ab hier redaktionelle Anmerkungen)

BUT TODAY IS A GIFT (II)
ZWEITES GESPRÄCH HEINZ BLUMENTHAL/ TRUONG HONG QUANG (DÜSSELDORF, 31.10.2021)[7]

Truong Hong Quang (THQ): *Du hast angedeutet, dass du dich nicht nur in der FDJ, sondern später auch in der KPD engagiert hast, die damals noch legal war. Sie wurde verboten und du musstest deswegen 1962 acht Monate Gefängnis verbüßen. Bevor ich dich bitte, davon zu berichten, hätte ich noch eine eher grundsätzliche Frage. In der DDR, der Sowjetunion und auch in Vietnam war die Mitgliedschaft in der Staatspartei eigentlich immer auch eine Grundlage für die persönliche Karriere. In der Bundesrepublik wurden dagegen Berufsverbote gegen Kommunisten verhängt und die Betroffenen mussten mit der ganzen Härte des Gesetzes rechnen. Wie sah unter diesen Bedingungen euer Selbstverständnis als westdeutsche Kommunisten aus? Wieso habt ihr diese Last getragen? Warum hast du diese Entbehrungen auf dich genommen?*

Heinz Blumenthal (HB): Meine Karriere in der Kommunistischen Partei begann ziemlich früh. Ich war in einem Großbetrieb in Duisburg beschäftigt, in dem es auch eine kommunistische Betriebsgruppe gab. Ihr Leiter, Gerhard Schmitter, war ein ehemaliger KZ-Häftling. Er hatte ein Auge auf mich geworfen, da er nicht mehr Vorsitzender der Betriebsgruppe sein wollte oder konnte; er war auch Mitglied des Betriebsrats. Bei einer sonntäglichen Mitgliederversammlung in einer Gaststätte überraschte er mich dann. Als die Wahl anstand, fragte er mich, ob ich nicht Vorsitzender der Gruppe werden möchte. Ich weiß nicht, wie es anderen ergehen würde, aber ich fühlte mich natürlich geehrt, dass er mir das zutraute. Und ich habe dann gesagt: «Ja.» Damit war ich neben meiner Arbeit als FDJ-Gruppenleiter auch Vorsitzender einer KPD-Betriebsgruppe. Ich bekam die Kartei dieser Betriebsgruppe mit 80 Mitgliedern. Für einen Betrieb mit etwa 2.000 Beschäftigten war das schon recht viel. Es gab auch ein paar FDJler im Betrieb, aber Betriebsgruppen der FDJ gab es selten. Die Parteifunktion übernahm ich im Sommer 1950, aber im Januar 1951 war ich bereits auf der Jugendhochschule. Als Vorsitzender der Betriebs-

7 Teil 1 und Teil 2 der Gesprächsreihe mit Heinz Blumenthal bilden eigentlich ein durchgehendes Gespräch, das am 31.10.2021 in seiner Wohnung in Düsseldorf geführt wurde. Anschließend wurde es in zwei Video-Podcast-Folgen veröffentlicht; das Buchmanuskript orientiert sich an dieser Einteilung.

gruppe habe ich mir keine großen Verdienste erworben, das war ja auch unplanmäßig. Ich hatte die Kartei, zwei Kassierer und musste das Geld bei der Kreisleitung abrechnen. Außerdem hatte ich noch die FDJ zu betreuen. Das konnte ich einfach nicht, schon zeitlich war das unmöglich. Man ist den ganzen Tag auf der Arbeit, in Wechselschicht, als Elektriker auch manchmal sonntags, wenn Reparaturen ausgeführt wurden, und dann musste ich noch die ganze Woche abends FDJ-Arbeit machen. Interessant war aber, dass es eine renommierte Betriebsgruppe war. Der Leiter der Abteilung, in der ich arbeitete, war nämlich KPD-Mitglied. Er war Diplom-Ingenieur, aber bei der Partei geblieben. Man muss wissen, dass die KPD direkt nach dem Krieg, als die politische Entwicklung noch unentschieden war, viel Zulauf hatte. Damals gab es in meinem Betrieb beispielsweise 400 Mitglieder, auch in Düsseldorf gab es Betriebe mit hunderten Mitgliedern. Das hat sich später reduziert, auch schon zu meiner Zeit, aber immerhin hatten wir noch 80 Mitglieder. Ich weiß nicht, was aus der Gruppe geworden ist. Die Partei wurde einige Jahre später verboten. Das war so der Beginn meiner aktiven Parteitätigkeit und gewissermaßen eine Episode, die unsere Stellung als Partei in der Gesellschaft zu dieser Zeit kennzeichnet.

Nachdem ich 1953 aus der Untersuchungshaft entlassen worden war, ging ich ins Duisburger Parteibüro und informierte die Genossen, dass ich wieder da sei. «Gut, hast du heute Abend Zeit? – «Was ist denn los?» – «Wir verteilen Flugblätter vor einem Kino.» – «Ja, ich komme mit.» Dann wurde ein Flugblatt gegen den Film «Don Camillo und Peppone» verteilt. Der Film handelt von der Beziehung zwischen dem kommunistischen Bürgermeister Peppone und dem Pfarrer Don Camillo in einem italienischen Dorf. Sie liegen in einem freundschaftlichen Streit, sind sich eigentlich sehr zugetan, haben aber auf offener Bühne immer Auseinandersetzungen. Der Film passt im positiven Sinne in die damalige Zeit, da er die Ablehnung des Kommunismus und der Kommunisten thematisiert und die menschliche Seite sowie die Situation in Italien zeigt. In dem Flugblatt haben wir behauptet, das sei ein antikommunistischer Film, gegen den man protestieren müsse und den man sich nicht ansehen solle. Dabei ist es ein liebenswürdiger Film mit so sympathischen Figuren, dass man sich heute wundert, wie dumm wir damals waren und ihn anders eingeschätzt haben. Das waren also sozusagen die Eingangsepisoden zu meinem Kommunisten-Dasein in der Partei. Ich bin dann 1954 aus der illegalen FDJ-Arbeit in Duisburg nach Düsseldorf gekommen, habe im gleichen Jahr Ellen geheiratet, eine Genossin, die bei unserer zentralen Zeitung beschäftigt war. Ein Jahr später kam unsere Tochter zur Welt. In Düsseldorf war ich dann der letzte FDJ-Vorsitzende, bis sich die FDJ 1956 selbst auflöste.

Nach meiner ersten Haft, der Untersuchungshaft, in der mich der Generalstaatsanwalt besucht hatte, sollte es ja zu einem Prozess kommen,

im September 1955 am Oberlandesgericht Düsseldorf. Im Juni 1955 fand die Gerichtsverhandlung gegen die Leiter des illegalen Zentralbüros der FDJ in der Bundesrepublik statt, unsere Jugendfreunde und Genossen Jupp Angenfort und Wolfgang Seiffert wurden verurteilt, Angenfort zu fünf Jahren Zuchthaus und Seiffert zu vier Jahren Gefängnis. Mit uns sollte ein ähnlicher Prozess vor dem Oberlandesgericht stattfinden, um eine Maßgabe für die weiteren Prozesse zu haben, es standen ja noch dutzende Prozesse an. Da hat die Partei gesagt: Dieses Urteil wollen wir nicht haben, ihr geht weg auf die Schule, das war immer so die Lösung. Wir sind in die DDR gegangen, dort war unsere zentrale Parteischule, und haben ein Jahr auf der Parteischule verbracht. Während unseres Aufenthalts dort wurde die KPD verboten, im Sommer 1956. Im Februar 1956 fand der 20. Parteitag der KPdSU statt; wir hatten als Schüler lange und oft Gelegenheit, darüber zu diskutieren, was denn nach diesem Parteitag zu schlussfolgern ist, und so unser neues Weltbild zu erarbeiten.

THQ: *Nachdem auf dem 20. Parteitag der KPdSU die Verbrechen der Stalin-Zeit benannt wurden: Wie habt ihr, du und deine gleichgesinnten Genossen das damals aufgenommen?*

HB: Wir waren auf der Parteischule in der Nähe von Berlin und haben dort diskutiert. Es war interessant: Beispielsweise wurde die Chruschtschow-Rede «Über den Personenkult und seine Folgen» nicht im Neuen Deutschland veröffentlicht, wohl aber in einer großen westdeutschen Tageszeitung, der Frankfurter Allgemeinen oder der Welt. Auf der Parteischule lasen wir auch westdeutsche Zeitungen. Zwar fanden wir die Rede noch nicht, aber viele Meldungen darüber und Diskussionsbeiträge. «Was ist denn da los?», haben wir uns gefragt und darüber diskutiert. Dann verkündete die Schulleitung über den Schulfunk, dass bekannt sei, dass in der Schülerschaft heftig über die Ergebnisse des 20. Parteitages diskutiert werde. Man solle doch erst die Stellungnahme der Schulleitung abwarten, um dann weiter diskutieren zu können. Das war noch die alte Haltung: Erst einmal Ruhe, erst einmal setzen lassen, dann die Beurteilung aus höherer Sicht, dann darüber diskutieren. Das war natürlich lächerlich und die Verantwortlichen haben sich später wahrscheinlich selbst darüber amüsiert. Für uns, für meinen engeren Freundeskreis, war das ein tiefer Einschnitt in unser Bewusstsein, eine Änderung des Bewusstseins. Wir waren so kritisch, dass wir Dinge sahen, die falsch liefen. Das wurde jedoch als Entwicklungsschwierigkeiten angesehen und mit früher Entwicklungsphase, Zurückgebliebenheit und Stand der Produktionsmittel erklärt – das war sozusagen das Mäntelchen, das darüber gezogen wurde. Was mich und meine engeren Freunde angeht, so haben wir dieses Mäntelchen beiseitegeschoben und über den Kern der Sache diskutiert, nämlich wo die tatsächlichen Ursachen

dieser Missbildung und dieser falschen Politik lagen. Das war unsere geistige Umbruchzeit. Für mich und meine Freunde kann ich sagen: Wir haben dann keine Sowohl-als-auch-Haltung mehr akzeptiert – Verdienst ja, aber auch Machtmissbrauch. Die Verurteilung des Stalinismus war die Kernfrage in der Fehlerpolitik der sowjetischen Partei und Politik, und davon haben wir uns nichts abhandeln lassen. Das war unsere persönliche Haltung.

THQ: *1968 wurde die DKP gegründet. War sie zu dieser Zeit eher eine Partei mit der Ausrichtung, die mit Chruschtschow begonnen hatte, oder gab es einen gewissen Trend in Richtung Stalinismus? War die Gründung auch ein demokratischer Aufbruch innerhalb der kommunistischen Bewegung in Westdeutschland damals?*

HB: Ich war bis 1968 in der illegalen Arbeit der KPD tätig und habe in Rheinland-Pfalz gearbeitet. Wir haben im Grunde nicht mehr erreicht, als dass wir die Partei am Leben erhalten haben. Einen größeren Ausbau der Partei konnten wir nicht realisieren, da die generellen Voraussetzungen in der Bevölkerung nicht gegeben waren. Wir haben die Partei erhalten und soweit möglich unsere Publikationen herausgegeben. Wir haben Betriebszeitungen herausgegeben und die Methode der legalen Zeitungen verfolgt, indem Leute von uns auf eigene Rechnung Flugblätter oder Ortszeitungen produziert haben. Das war unsere Arbeit bis 1968. Wir haben also die Partei erhalten. Ich hatte vom Düsseldorfer Oberlandesgericht ein Jahr Gefängnis für meine FDJ-Arbeit bekommen und wurde dann in Koblenz wegen meiner KPD-Arbeit in Rheinland-Pfalz zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, das sind insgesamt 20 Monate gewesen.

THQ: *Die hast du auch abgesessen?*

HB: Diese 20 Monate habe ich abgesessen, wobei am Ende ein paar Tage zur Bewährung ausgesetzt wurden. Ich kam im Herbst 1962 frei, bin nach Hause und habe mich erst einmal hier etabliert. Ellen, meine Frau, hatte eine neue Wohnung bezogen, ihre Familie kam aus der Altstadt in Düsseldorf. Ich habe dann als Elektriker in einen Betrieb angefangen. Und parallel dazu habe ich eine illegale Arbeit übernommen, natürlich ehrenamtlich, von 1962 bis 1968 im Kölner Raum: Köln, Dortmund, Leverkusen. Es war überhaupt so, dass wir nach dem Gefängnis, egal, wie lange wir einsaßen, unsere politische Arbeit wieder aufgenommen haben. Ich weiß noch: Als ich einige Tage zu Hause war, kam ein Genosse, den ich aus früheren Zeiten kannte, hat mir gleich eine Aufgabe zugewiesen und unwidersprochen habe ich die angenommen. Nicht weil ich mich überrannt fühlte, sondern ich habe das freiwillig und gerne gemacht, und habe auch sofort Ja gesagt. Das ist so die innere Haltung von uns damals gewe-

sen: Für die Sache da zu sein, für die wir eingestanden sind, und die auch weiterzuführen. Ich kenne in meinem persönlichen Umfeld niemanden, der Nein gesagt hätte. Wir haben weitergemacht und die illegale Arbeit zu Ende geführt, bis 1968.

Nun zu deiner Frage, wie wir uns als DKP politisch orientiert haben. Wir haben eigentlich Distanz gehalten zu den sogenannten eurokommunistischen Parteien. Nicht offiziell, wir hatten formell auch freundschaftliche Beziehungen zu ihnen, aber es gab eine gewisse Distanz.

THQ: *Du meinst zu solchen Parteien wie der französischen PCF oder der italienischen PCI?*

HB: Ja. Damals war ich als Kreisvorsitzender in Düsseldorf im Parteivorstand. Das war meiner Funktion geschuldet. Das war die sogenannte hauptstädtische Partei hier in Düsseldorf. In der Regel wurde der Vorsitzende dann auch in den Parteivorstand gewählt. Als Parteivorstandsmitglied war ich 1976 in Stockholm auf dem Parteitag der schwedischen Vänsterpartiet kommunisterna. Dort musste ich eine Rede halten. Das war aber eher offiziell als verbrüderlich. Es wurde eine formelle Distanz zu dieser Partei gewahrt, die auch dem «Eurokommunismus» zustrebte – ich sage das in Anführungszeichen, weil es unser Sprachgebrauch war. In der schwedischen Partei gab es auch schon eine Abspaltung. Diese Abspaltung habe ich dann auch besucht, aber das war informell. Wir waren mit dieser Abspaltung nämlich verbrüderlicher als mit der offiziellen VPK, die im Parlament war.

THQ: *Ich würde hier vielleicht einen kleinen Sprung zu deiner nächsten bedeutenden Station machen. Im Jahr 1969 hast du die Internationale Hochschule der KPdSU in Moskau besucht. Zu diesem Zeitpunkt war Chrustschow bereits abgesetzt worden – das war im Jahr 1964 –, du befandst dich also in der Breschnew-Ära. Mit ihm begann laut gängiger Meinung die bleierne Zeit in der Geschichte der UdSSR. Und 1979, zehn Jahre später, warst du auf der Parteischule der KPdSU. Wie lange warst du jeweils dort? Mich würden deine Erlebnisse interessieren. Moskau, die KPdSU, die Sowjetunion als Mutterland des Sozialismus – wie hat das auf dich gewirkt? Welche Eindrücke hattest du damals? Hat sich das auch irgendwie auf deine politische Arbeit ausgewirkt?*

HB: Einmal war ich ein halbes Jahr dort, das andere Mal war es ein Auffrischungslehrgang von drei Monaten. Für beide Aufenthalte gilt das Gleiche. Wir waren alle der Meinung, dass in puncto Theorie nichts Besonderes dabei herausgekommen ist. Die Kurse in der DDR waren inhaltlich gehaltvoller und besser.

THQ: *Wie hat man sich verständigt, gab es eine Verdolmetschung?*

HB: Das lief alles auf Deutsch, wir hatten jeweils einen fest zugeteilten Dolmetscher. Es gab auch Lehrer, die sehr gut Deutsch sprachen. Unser Klassenlehrer Jan Vogeler war der Sohn des bekannten Malers und deutschen Kommunisten Heinrich Vogeler. Dieser kam als Emigrant in die Sowjetunion und starb während des Krieges. Jan Vogler war mit Markus Wolf in der Roten Armee. Sie haben beispielsweise Verhöre von Kriegsgefangenen gedolmetscht. Aber die Stagnation war nicht zu übersehen. Konkret hieß das, dass es kaum jemanden gab, der sich traute, etwas Neues zu entwickeln oder etwas infrage zu stellen. Es gab den Vortrag, dann die Vertiefung des Vortrags anhand von Buchlektüre und schließlich den Studienbehelf. Der Studienbehelf war Vortragsmaterial, das seit dem 20. Parteitag existierte und immer darauf wartete, von neuem Material und neu erarbeiteten Positionen ersetzt zu werden. Dies wurde jedoch immer wieder verschoben. Es gab keine neue Entwicklung, auch nicht in der marxistischen Theorie. Den gab es in Westeuropa und beispielsweise in der DKP mehr als in der KPdSU. Weil man sich ideologisch so sehr eingeigelt hatte, dass kaum jemand den eigenen Schatten überwand. Oder über den Schatten, den die Partei auf die Gesellschaft geworfen hatte. Es war alles erstarrt. Insofern war das, was da theoretisch passierte, nicht erbaulich. Was uns besonders interessierte, waren die Menschen. Wir sind auch in die Republiken gefahren und nach Leningrad. Die sowjetische Wirklichkeit war ein starkes Erlebnis, aus dem man viele Schlussfolgerungen ziehen konnte.

THQ: *Welche bleibenden Eindrücke hast du von der sowjetischen politischen und sozialen Wirklichkeit gewonnen?*

HB: Ein Beispiel aus dem Jahr 1979: Wir haben in Moskau das Russische Museum besucht. Das war die Zeit kurz nach der Absetzung Nikolai Podgornys. Er war als Vorsitzender des Obersten Sowjets das formelle Staatsoberhaupt gewesen, war abgesetzt worden und aus der Öffentlichkeit verschwunden. Am Eingang des Museums gab es eine große Freitreppe und oben hing das Bild der beiden aktuellen großen Führer: Breschnew und Kosygin, der Ministerpräsident. Wenn man jedoch von der Seite schaute, sah man, dass eine Person übermalt worden war. Aus dem vormaligen Triumvirat war ein Duo geworden. Die hatten die Stirn, dem Volk zu verschweigen, dass man ihren Staatspräsidenten einfach abserviert hatte. Als wir die Lehrer danach fragten, machten sie nur schräge Witze darüber. Sie sagten: «Ja, der Text der sowjetischen Nationalhymne ist kürzlich geändert worden. Zum neuen Text passte die alte Melodie nicht. Eine neue Benotung musste her. Mit dieser Veränderung war Podgorny

nicht einverstanden. Darum ist er zurückgetreten und verschwunden.» Die Absetzung Podgornyis war für uns ein Beispiel dafür, wie schnöde und überheblich die KPdSU oder die führende Gruppe der Partei mit den Menschen, mit dem Volk, umgeht. Eine andere Sache, die unsere Lehrer berichtet haben, war: Die Wochenzeitung «Literaturnaja gazeta» hat einen Brief von Leo Tolstoi veröffentlicht, in dem er sich bei einer Behörde darüber beschwert hat, dass die Post von ihm zu seinem Verlag oder nach Moskau so lange dauert. Ein findiger Redakteur der Zeitung hat daraufhin den aktuellen Postweg und die Dauer verfolgt – und festgestellt, dass diese noch länger war als zu Zeiten Tolstois. Die einfache Erklärung dafür war, dass die Post kontrolliert wurde. Nach 60 Jahren Sowjetherrschaft wurde die Post kontrolliert und dadurch dauerte es so lange. Dass man nach einer so langen Zeit noch so viel Misstrauen gegenüber dem Volk hegte, war die größte Schwäche des Systems.

THQ: *Die Aufenthalte in der Sowjetunion waren also mit Enttäuschungen verbunden, was den realen Sozialismus und das Leben der Menschen betrifft. Ihr seid aus der Bundesrepublik gekommen und habt ihre Entwicklung miterlebt: Nach den dumpfen 1950er Jahren mit ihrem Erbe aus der Nazi-Zeit gab es 1968 eine Zäsur mit kulturellen Öffnungen und freiheitlichen Rechten. Es gab das sogenannte Wirtschaftswunder, später Ansätze zum Wohlfahrts- und Sozialstaat und auch den Arbeitern ging es besser. Es gab Betriebsräte und starke Gewerkschaften. Wie bist du damals mit dem Widerspruch zwischen der Enttäuschung im Mutterland des Sozialismus einerseits und euren Erfahrungen aus Westdeutschland andererseits umgegangen? Wie hast du ihn verarbeitet?*

HB: Ich bin nicht jemand, der schon immer alles besser wusste. Das wäre ein falscher Eindruck. Im Gegenteil, wir haben uns lange gefragt, wieso es nicht so ist, wie wir es uns vorgestellt hatten. Das Problem war meiner Meinung nach nicht der soziale Unterschied zwischen Sozialismus und Kapitalismus, sondern der Versuch, ihn zu verschweigen. Dass man dem Volk nicht die Wahrheit gesagt hat. In der DDR war das vergleichsweise milde, verglichen mit der Sowjetunion. Und das bei einer Partei, die sich angeschickt hatte, eine neue Welt zu errichten. Es gab eine Zukunftsgewissheit in der Lyrik von Majakowski und eine Aufbruchsstimmung in John Reeds «Zehn Tage, die die Welt erschütterten», die wirklich Realität waren. Aber diese Dynamik reduzierte sich mehr und mehr aufgrund des Demokratiedefizits. Lenin hatte die Sowjets als demokratische Einrichtungen, als Form der Volksherrschaft, bezeichnet. Aber die Sowjets spielten dann keine Rolle mehr. Als wir 1979 in der Sowjetunion waren, wurde der Oberste Sowjet gewählt. Ich habe sowjetische Zeitungen von damals. In der Tageszeitung Iswestija wurde nach der Wahl und der Konstituierung

des Obersten Sowjets die neue Regierung mit Porträtfotos vorgestellt. Das waren über 100 Leute, aber keine einzige Frau. Da gibt es nichts mehr zu sagen. Ein anderes Beispiel: In der deutschsprachigen Beilage «Neues Leben» der Prawda, dem Zentralorgan der KPdSU, ging es ebenfalls um die Konstituierung des Obersten Sowjets. Unter einem großen Foto zweier sowjetdeutscher Frauen war ein Gedicht abgedruckt, in dem es hieß: «In ihren Blicken leuchtet Freude, der Staat schenkt ihnen sein Vertrauen.» In jeder Verfassung, auch in der sowjetischen, wird zumindest implizit gesagt, dass alle Macht vom Volke ausgehen muss, über welche Institution auch immer. Und der Staat hat niemandem Vertrauen zu schenken oder Gnade zu erweisen. Das ist die Sprache obrigkeitlichen Denkens: Gnade zu erweisen, jemandem seinen Sitz zuzuweisen. Die Fürsten haben das so gemacht, sie haben so ihre Parlamente geschaffen. Einem sozialistischen Land sollte das völlig fremd sein. Das Grundproblem war also das Defizit an Demokratie. Es gibt wunderschöne Parteistatuten, in denen steht, dass man nach gebührender Diskussion von Entwürfen zur Beschlussfassung kommt und dass diese Beschlüsse dann für alle verbindlich sind. Das ist gut und schön, das ist auch vertretbar. Aber wenn es diese Diskussion im Grunde genommen gar nicht gegeben hat, dann ist es doch unmöglich, sich solch einem Diktat zu unterwerfen. Ein Beispiel noch: Ich weiß das nur aus der polnischen Partei, daran erinnere ich mich, weil ich es gelesen habe. Die polnische Parteiführung hatte den Bezirksorganisationen die Listen der Parteitagsdelegierten zugeschickt. Die Parteiführung hat also bestimmt, wer zum Parteitag kommt. Wie es in der DDR oder der Sowjetunion war, weiß ich nicht, aber es kann ähnlich gewesen sein. Damit ist jedoch jede inhaltliche Bedeutung des Parteistatuts aufgehoben und es gibt keine Demokratie mehr. Und das war der größte Mangel in der sozialistischen Gesellschaft: Der Mangel an Demokratie.

THQ: *Dazu noch eine Frage: Meinst du, dass es an den Leuten lag, die in führenden Positionen waren? Gab es überhaupt eine Chance, dass so etwas wie Demokratie, also die Ausübung der Macht des Volkes, innerhalb des realen Sozialismus jemals möglich war?*

HB: Das war vielleicht in den Anfangsjahren möglich. Aber als sich das alles so verfestigt und verkrustet hatte, war es nicht mehr möglich, das aufzubrechen. Michail Gorbatschow hat es ja versucht. Aber die Leute, die die tatsächliche Macht hatten, befürchteten, diese zu verlieren. Deshalb musste Gorbatschow scheitern. Stefan Heym sagte einmal, es wäre ein Wunder gewesen, dass aus solch einem erstarrten Apparat ein Freidenker wie er erwachsen konnte. Aber Gorbatschow war auch selbst noch ein Zögling dieses Apparats. Er ging nämlich davon aus, dass, wenn er als Generalsekretär etwas vorgab oder anordnete, alle anderen dies auch taten. Das

war bis dahin auch so gewesen. Aber als sie merkten, dass sie ihre Pfründe verlieren würden, ließen sie ihn laufen. Bis zum Putsch haben sie ihn auflaufen lassen und blockiert. Für mich ist das der Nachweis, dass eine solch tiefe Verkrustung von innen heraus nicht mehr aufzubrechen war. Gott sei Dank gelang das dann noch auf friedlichem Wege. Denn die Partei, die mit 20.000 Mitgliedern die Revolution gemacht hatte, hat sich bei 20 Millionen Mitgliedern nach Hause schicken lassen. Und das durch einen Einzigen, durch Jelzin, der spontan gesagt hat: Die Partei ist verboten. Da haben die Marschälle ihre Aktentaschen genommen und sind nach Hause gegangen. So erbärmlich ist noch nie ein System aus der Weltgeschichte abgetreten.

THQ: *Wir kommen jetzt zu einem anderen Thema, das ich im ersten Gespräch bereits angedeutet hatte: der Bezug zu Vietnam. In den 1960er- und 1970er-Jahren gab es die Solidaritätsbewegung, auch in der DDR. Mir geht es jetzt aber vor allem um die Friedens- und Solidaritätsbewegung in Westdeutschland. Zunächst möchte ich jedoch eine Episode teilen, die ich während meines Studiums in der DDR erlebt habe. 1987 war Sigmund Jähn der erste DDR-Bürger und Deutsche im Weltraum. Danach wurde er von einem Journalisten aus Westdeutschland gefragt, ob er sich als Deutscher fühle. Darauf antwortete er sinngemäß, dass er mehr Nähe zu den vietnamesischen Reisbauern empfinde als zu den Deutschen in der Bundesrepublik – das war die pathetische Sprache der Zeit. Sigmund Jähn war sicher ein integrer Mann und nach der Wiedervereinigung allgemein geachtet. Ich meine jedoch, dass diese Episode auch eine gewisse Ideologisierung und Romantisierung des Verhältnisses zu Vietnam zeigt. Mich interessiert, wie die westdeutsche Solidaritätsbewegung jenseits dieser gewiss auch hier vorhandenen Ideologisierung die Solidaritätsbande zu Vietnam geknüpft hat, einem Land, das weit entfernt ist und eine sehr andere Kultur und Geschichte hat. Welche Rolle spielte die Vietnam-Solidarität im Selbstverständnis der linken Bewegung in Westdeutschland?*

HB: Die Solidarität mit Vietnam war das Thema, das alle Demokraten, alle Linken und auch bürgerliche Leute vereinte. Viele andere Dinge wurden demgegenüber als zweitrangig betrachtet. Auch die außerparlamentarische Opposition der zweiten Hälfte der 1960er Jahre hatte sich nicht nur die Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit zur Aufgabe gemacht, sondern war auch Teil der Solidaritätsbewegung. Der Krieg war ein so offensichtliches und unübersehbares Verbrechen, dass es die Menschen motiviert und verbunden hat. Bei unseren Ostermärschen, die wir über viele Jahre hinweg durchgeführt haben, war zuletzt der Vietnam-Krieg das wichtigste Thema – aus der offensichtlichen Unrechtssituation der Amerikaner heraus. Ich kann ein persönliches Erlebnis schildern. Als Dien Bien Phu 1954 erobert wurde, waren wir als FDJler illegal unter-

wegs. Wir saßen dann in Frankfurt auf der Zeil in einem Café mit Herbert Mies, dem Vorsitzenden der illegalen FDJ, und hörten die Nachricht, dass Dien Bien Phu gefallen sei. Das war so emotional aufrüttelnd und ermutigend, auch für uns, dass es gar nicht zu beschreiben ist. Und genauso war es, als in Saigon die letzten Amerikaner mit ihrem Hubschrauber flohen. Ein Beispiel für unsere Solidaritätsarbeit war eine Hilfsorganisation, die konkrete Projekte unterstützte. Einmal war das eine Nadelfabrik, die finanziert werden musste. Dazu haben wir Basare veranstaltet und die gesamte Professorenschaft der Kunstakademie war bemüht, Gemälde und andere Kunstwerke beizusteuern, damit diese einen entsprechenden Umsatz erzielten. Dieses Thema war also für viele Menschen in diesem Land sehr wichtig und verbindend. Bedauerlicherweise ist die Erinnerung daran fast völlig aus der Öffentlichkeit verschwunden.

THQ: *Es gab auch eine andere Entwicklung: Ende der 1970er Jahre kamen sogenannte Boatpeople in die Bundesrepublik. Das spiegelt natürlich auch die Tragik der vietnamesischen Geschichte wider. Zuvor gab es eine Solidaritätsbewegung mit dem vietnamesischen Volk angesichts der Bombenteppiche der Amerikaner. Nun flüchteten die Menschen nach dem Krieg aus Vietnam. Dies hing mit dem Kriegserbe, der Situation der Menschen, aber auch mit der Politik der vietnamesischen Regierung, den Enteignungen und Umerziehungslagern zusammen. Die Menschen flohen und die Bundesrepublik nahm sie auf. Die früheren Vertragsarbeiter im Osten und die ehemaligen Boatpeople im Westen sind die beiden großen Gruppen der vietnamesischen Community in Deutschland. Wie habt ihr das gesehen? Als diejenigen, die ihr damals sozusagen an der Seite des vietnamesischen Volkes gegen die Amerikaner gekämpft habt? Für mich ist das auch keine einfache Geschichte, ich stehe da selbst im Zwiespalt.*

HB: Der konkrete Anlass, der zu dieser Flüchtlingsbewegung geführt hat, ist mir jetzt nicht mehr erinnerlich. Die Aufnahme der Bootsflüchtlinge war dann eine politische Aktion der Regierung. Natürlich hat das Schicksal der Flüchtlinge auch die Menschen bewegt. Meine Tochter hat sich beispielsweise bei Amnesty International engagiert. Das haben viele junge Genossen gemacht. Sie haben die Rettungsaktionen der «Kap Anamur» und die Aktivitäten von Amnesty International unterstützt. Weil das eine Flucht vor Unrecht war, muss man einfach sagen. Ich weiß nicht, wie die vietnamesische Politik heute dazu steht, aber dass das nicht in Ordnung war, war offensichtlich. Ich habe mich mit den inneren Verhältnissen in Vietnam und der Politik dort aber zu wenig beschäftigt und kann dazu nicht wirklich etwas sagen. Die Grünen haben übrigens aus dieser solidarischen Bewegung mit den Bootsflüchtlingen viel Zuspruch erfahren; ihre Verwurzelung war einer der Gründe ihres zunehmenden Erfolgs.

THQ: *Wir kommen zu den letzten Fragen unseres Gesprächs. Du warst nach der Wiedervereinigung zunächst in der PDS (Partei des Demokratischen Sozialismus) und später bei der Partei Die Linke aktiv, für die du dich auch heute noch engagierst. Die Linke kann durchaus auf eine Erfolgsgeschichte verweisen. In Berlin hat sie mitregiert, in Thüringen ist Bodo Ramelow ein geachteter Ministerpräsident und demnächst ist sie auch in Mecklenburg-Vorpommern an der Regierung beteiligt. Andererseits konnte sie bei den Wahlen im September dieses Jahres nur gerade so wieder in den Bundestag einziehen. Zudem ist der Aufstieg der rechtspopulistischen und in großen Teilen rechtsradikalen AfD zu beobachten, die bei der Bundestagswahl in Sachsen und Thüringen sogar die stärkste Partei war. Meine Frage ist, warum Parteien wie Die Linke und die SPD in Zeiten, in denen die Interessen der arbeitenden Menschen wenig Beachtung finden und soziale Verwerfungen zunehmen, von den einfachen Leuten nicht stärkeren Zuspruch erhalten. Zugespitzt formuliert, wählt die Arbeiterklasse nicht mehr Die Linke oder die SPD, sondern die AfD. Wie würdest du dir das erklären?*

HB: Das ist bedauerlich, aber auch erklärbar. Wie wir eingangs besprochen haben, ist es ja leicht, Teile der Jugend für die Ziele der AfD zu gewinnen. Das ist Nationalismus. Es ist das Bemühen, unser Land, unser Volk und die Menschen hier als etwas Besonderes herauszustellen. Und in Bezug auf die ehemalige DDR kommt natürlich hinzu, dass die gesamte ungeliebte Entwicklung seit der Wiedervereinigung der AfD zugutekommt. Es ist offensichtlich, dass dies noch eine offene Wunde ist und die Leute sich falsch behandelt fühlen, ohne tatsächlich schon ins rechte Fahrwasser abgedriftet zu sein.

THQ: *Du bleibst der Sache der Partei Die Linke und den sozialistischen Idealen treu. Warum?*

HB: So, wie er sich heute offenbart, kann der Kapitalismus nicht die Zukunft der Menschheit sein. Die Klimakatastrophen und alle anderen Miseren verlangen nach einem anderen Gesellschaftsbild, einer anderen Gesellschaftsformation. Und ich bin in der Linken, bleibe in der Linken, weil ich meine, dass dieser Gedanke des Sozialismus, der ja sehr gelitten hat, fortgetragen werden muss, damit die Option auf eine andere Gesellschaftsformation bleibt. Und es lohnt sich, dafür einzustehen.

THQ: *Wir befinden uns in den letzten Oktobertagen und die Verhandlungen zur neuen Ampelkoalition laufen auf Hochtouren. Die große Aufgabe der Zukunft ist die sozial-ökologische Transformation – das ist die Botschaft der Grünen und der SPD. Diese Ansicht habe ich auch in den*

Diskursen der Partei Die Linke gehört. Die SPD hat soziale Gerechtigkeit und Respekt auf ihre Fahnen geschrieben. Wenn man die erreichten sozialen Errungenschaften und die Rechte der Arbeitnehmer bedenkt – ich nehme zum Beispiel die Pandemiesituation – dann sage ich: Ich bin froh, während dieser Krise in Deutschland gelebt zu haben, trotz aller Fehler, die passiert sind. Und als Abschlussfrage, die keineswegs provokativ gemeint ist: Wenn du nach deiner lebenslangen Auseinandersetzung mit der bundesdeutschen Wirklichkeit jetzt zurückblickst – kannst du deinen Frieden schließen mit diesem Staat, mit diesem Land, mit dieser Gesellschaft, die Bundesrepublik Deutschland heißt?

HB: Die Bundesrepublik hat schon eine lange Geschichte. Was ich für begrüßenswert halte, ist, dass es möglich ist, Veränderungen herbeizuführen. Auch unter den gegebenen gesellschaftlichen Umständen. Zum Beispiel die Berufsverbote: Der sogenannte Radikalenerlass als Grundlage für die Berufsverbote wurde 1972 von der Ministerpräsidentenkonferenz gemeinsam mit Bundeskanzler Willy Brandt beschlossen. Ein riesiger Spitzelapparat wurde in Bewegung gesetzt, um alle Bewerber für den öffentlichen Dienst zu beobachten und zu überprüfen. Es gab hunderte Fälle von Berufsverboten oder Verfahren. Der Punkt, um den es mir geht, ist, dass es möglich war, über einen längeren Zeitraum diese Berufsverbote zurückzudrängen. Ich kenne viele Lehrerinnen und Lehrer, die damals davon betroffen waren. Aber ich kenne niemanden, der oder die nicht ihr Berufsleben in der Lehrerschaft verbracht hat. Alle, die nach meiner Kenntnis damals betroffen waren, haben ihren Beruf später ausüben können. Das ist mir ein Beweis dafür, dass etwas veränderbar ist. Und das ist meine Haltung zu diesen demokratischen Zuständen, die man ja nicht in allen Teilen gut finden muss: Diese Gesellschaft ist veränderbar, auch unter den Umständen, wie sie heute sind. Insofern halte ich etwas von der Bundesrepublik.

THQ: *Lieber Heinz, ich danke dir ganz herzlich für dieses offene Gespräch und für deine Gastfreundschaft. Auf dem Weg zu dir hat Peeter Raane ein englisches Sprichwort zitiert, das ich nicht kannte: Yesterday is history, tomorrow is mystery, but today is a gift. Das scheint mir ein ganz wunderbares Motto für unser Gespräch zu sein. Es ist ein großes Geschenk für mich, dass du deine Erfahrungen mit mir und den Lesern dieses Textes geteilt hast. Ich hoffe sehr, dass wir unseren Gedankenaustausch fortsetzen werden. Bleib gesund und alles Gute.*

HB: Es ist schön gewesen, mit dir zu sprechen. Es ist für mich auch gewissermaßen erleichternd, einmal einiges loszuwerden. Ich danke dir.

THQ: *Ich danke dir.*

«ES IST EINE ALTE GESCHICHTE»...
DRITTES GESPRÄCH HEINZ BLUMENTHAL/ TRUONG HONG QUANG (DÜSSELDORF, 30.10.2022)

Truong Hong Quang (THQ): *Guten Tag, Heinz, es ist für mich eine besondere Freude, dich und unseren Freund Peeter Raane nach unserem Gespräch vor fast genau einem Jahr wiederzusehen. Darf ich dich zunächst fragen, wie es dir geht?*

Heinz Blumenthal (HB): Mir geht es eigentlich normal. Ich habe keine akuten Erkrankungen, aber die Beschwernisse des Alters nehmen natürlich zu, alles wird etwas mühsamer. Aber ich bewege mich, mache jeden Morgen Gymnastik, und das hilft. Ich mache die Gymnastik sozusagen vorbeugend, damit ich meine Gänge zum Einkaufen und zu Veranstaltungen über den Tag verteilt wahrnehmen kann.

THQ: *Ich danke dir und natürlich auch Peeter für die Gelegenheit, unser Gespräch vom vergangenen Jahr fortsetzen zu dürfen. Ich möchte mit einem Thema beginnen, über das wir damals noch nicht gesprochen haben: Heinrich Heine. Nicht nur, weil wir uns in Düsseldorf, der Geburtsstadt des Dichters, befinden, sondern vor allem, weil du, wie ich von Peeter erfahren habe, ein großer Kenner seiner Gedichte bist. Seit wann liest du Heinrich Heine? Schon in deiner Kindheit und Jugend oder erst später, nach dem Krieg?*

HB: Heine war bei den Nazis verpönt, er wurde ja arg beschimpft. Die antisemitische Wochenzeitung «Der Stürmer» hat Heine, obwohl er fast schon 100 Jahre tot war, aufs Ärgste beschimpft. Aber da kannte ich Heine nur dem Namen nach. Intensiv beschäftigt habe ich mich mit ihm und seinem Werk, als eine erste Ausgabe in der DDR erschien, herausgegeben von Wolfgang Harich, dem Philosophen. Der hat 1951 eine sechsbändige Ausgabe von Heinrich Heine veröffentlicht, die steht heute noch in meinem Bücherregal. Ich beschäftige mich immer noch mit Heine. Wenn ich die Welt, wie sie heute ist, beurteilen will, dann ist Heine immer präsent. Er hat sprachgewaltige Gedichte und Prosatexte verfasst, die auch für die heutige Zeit noch passen. Das macht ihn für mich interessant, weil er auf viele Fragen eine Antwort schon damals hatte. Ich finde, dass auch die modernen Kabarettisten und Satiriker gut beraten wären, wenn sie Heine kennen und von ihm lernen würden. Denn er hat in sehr

ironischer Weise und humorvoll seine Zeit beschrieben. Es macht echt Spaß, ihn zu lesen.

THQ: *Zum Abschluss des Gesprächs würde ich gern noch einmal auf Heine zurückkommen. Gleich zu Beginn unseres damaligen Gesprächs hast du von einem erschütternden Schlüsselerlebnis berichtet: Es spielte sich zu Beginn der Nazi-Herrschaft im Jahr 1933 ab, als du gerade dreieinhalb Jahre alt warst. Über Peeter habe ich später erfahren, dass dein Vater damals aus politischen Gründen arbeitslos wurde, sich in seiner Facharbeiterehre gekränkt fühlte und auch nach 1945 nicht darüber sprechen wollte. Kannst du vielleicht Näheres darüber erzählen?*

HB: Mein Vater ist 1904 geboren, er war also an die 30 Jahre alt, als die Nazis an die Macht kamen. Ich hatte ja erzählt, dass die Brüder meiner Mutter ins KZ kamen. Die KZ-Haft war für Leute vorgesehen, die an vorderster Front der kommunistischen Bewegung standen. Es gab auch Abstufungen bei der Bestrafung von Kommunisten. Mein Vater war Mitglied der Partei und wurde auf diese Weise bestraft, indem er entlassen wurde – mit dieser politischen Begründung.

THQ: *Wo hatte er damals gearbeitet?*

HB: Er war Hochofenarbeiter in einer Hütte in Duisburg. Es ärgerte ihn, dass er auf seine Arbeit, die er gern getan hatte, verzichten musste. Es war auch der politische Groll, der ihn bewegte, aber vor allem war er in seiner Ehre gekränkt, weil er in der Straße der Einzige war, der zu dieser Zeit arbeitslos wurde. Alle anderen bekamen Arbeit, aber er wurde arbeitslos. Das war mit vielen unangenehmen Dingen verbunden. Erstens bekam er natürlich wenig Geld. Es gab eine Wohlfahrtsunterstützung, wenn ich mich richtig erinnere, waren das 16 Mark pro Woche. Ich war damals drei bis sechs Jahre alt, wuchs recht schnell aus meinen Anziehsachen heraus und um neue Kleider oder Schuhe zu bekommen, musste man bei der Wohlfahrt Anträge stellen. Es gab dann diese unwürdigen Hausbesuche, bei denen ein Beauftragter alle Schränke und die ganze Wohnung umkrempelte, um festzustellen, ob der Antrag auf neue Schuhe oder eine neue Hose berechtigt war. Weihnachten war natürlich immer eine karge Angelegenheit, aber es gab Solidarität von Seiten der Genossen, mit denen er gemeinsam gearbeitet hatte. Das war mir damals aber nicht so präsent. Mein Vater fühlte sich unbehaglich, weil alle Leute zur Arbeit gingen, nur er durfte nicht. Nach drei Jahren Arbeitslosigkeit schrieb meine Mutter gemeinsam mit der Frau eines Arbeitskollegen einen Brief an die Firmenleitung. Darin stand sicherlich, dass sich mein Vater politisch geläutert hätte und die Frauen baten, ihn wieder in die Arbeit zu nehmen.

Dass man hinter seinem Rücken einen solchen Brief geschrieben hatte, ärgerte ihn sehr, und eine Weile lang hing der Haussegen schief. Aber dann wurde er tatsächlich wieder eingestellt. Er musste sich nicht bekennen und zugeben, dass er geläutert sei und nun anderer politischer Auffassung sei. Er wurde einfach wieder eingestellt. Interessant ist, dass er das nach dem Krieg nie thematisiert hat. Die Beleidigung, die man ihm zugefügt hatte, indem man ihm die Arbeit wegnahm, überschattete alles. Er hat auch nie Ansprüche auf Nachzahlung oder Wiedergutmachung gestellt. So ist er wieder an seinen alten Arbeitsplatz zurückgekehrt und hat dort bis zu seinem Rentenalter gearbeitet.

THQ: *Deine Mutter und die anderen Familienangehörigen mütterlicherseits standen unter besonderer Beobachtung und Verfolgung durch die politische Polizei der Nazis. Wie hat sich das konkret im Alltag gezeigt? Was hast du davon mitbekommen?*

HB: Wie ich bei unserem ersten Gespräch bereits berichtet habe, wurden die Brüder meiner Mutter nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad gesucht, um sie in ein KZ einzuliefern. In den Jahren der Nazizeit gab es aber auch eine ständige Kontrolle der entlassenen KZ-Häftlinge. Um das an einem Beispiel zu schildern: Manchmal kam ich nach Hause und meine Mutter weinte. Ein Bruder von ihr wohnte in unserer Straße schräg gegenüber und wurde von Gestapo-Leuten abgeholt. Wenn fremde Leute auftauchten, verbreitete sich das in unserer Straße immer wie ein Lauffeuer. Das konnten nur Polizisten oder Gestapoleute sein, denn sonst hätte sich niemand in dieses Arbeiterviertel verirrt. Meine Mutter wartete immer ab, ob er abends wieder nach Hause kam, wenn er von diesen Leuten abgeführt wurde. Sie war jedes Mal erregt und unsicher. Aber über die Jahre hinweg wurde er wieder nach Hause geschickt, denn der Zweck dieser Besuche war natürlich die Einschüchterung und Kontrolle politischer Gegner. Um die Gesinnung meiner Mutter zu schildern: Sie war keine Aktivistin in der kommunistischen Bewegung, hatte aber feste Standpunkte. An einem Beispiel kann ich das belegen: Anfang der 1940er Jahre wurde der Film «Jud Süß» von Veit Harlan aufgeführt. In der Schule sprachen wir darüber, dass wir uns den Film ansehen wollten; er wurde schließlich auch in der Schule beworben. Ich ging zu meiner Mutter und fragte sie um Geld, um mit ins Kino zu gehen. Sie lehnte ab, ohne eine Begründung zu nennen. Dann aber sagten meine Freunde, dass sie meinen Eintritt bezahlen würden, und ich ging mit. Abends wurde ich gefragt: «Wo warst du?» – «Im Kino.» – «Und was hast du gesehen?» – «Jud Süß.» Da nahm sie wortlos ihren Handfeger und schlug damit auf mich ein. Das hatte sie vorher noch nie gemacht. Sie war eine zarte, kleine Person. Ich war damals 12 oder 13 Jahre alt. Sie hat eine Weile stumm auf mich ein-

gedroschen und so ihre Meinung kundgetan. Das habe ich mir gut gemerkt und es charakterisiert auch ihre Gesinnung.

THQ: *Einer Bruder deiner Mutter wollte sich den Internationalen Brigaden zur Verteidigung der Spanischen Republik gegen Franco anschließen. Wie weit hat er es geschafft? Und inwiefern hat diese Geschichte deine politische Einstellung beeinflusst?*

HB: Das war Onkel Hans oder Hens, wie sie ihn nannten. Er war mir nicht so präsent, weil er unverheiratet war und keine Kinder hatte. Meine Mutter hatte sechs Brüder. Die anderen waren verheiratet, hatten Kinder und über diese kannte ich sie besser. Er aber war etwas außerhalb meines Gesichtsfeldes. Einmal habe ich mitangehört, wie im Familienkreis über ihn gesprochen wurde. Er wurde aufgefordert, sich bei den Internationalen Brigaden zu melden. Um sozusagen auch im Rahmen der Familie einen Beitrag zur Verteidigung der spanischen Republik zu leisten. Dem ist er auch gefolgt. Das muss 1936 oder 1937 gewesen sein. Ich glaube, die Brigaden wurden 1936 aufgestellt. Eines Morgens klingelte es bei uns und meine Mutter sah ihn mit seinem Fahrrad auf der Straße stehen. Sie ging hinunter, um sich von ihm zu verabschieden. Ich weiß noch, dass sie weinend zurückkam. Er fuhr mit dem Fahrrad nach Frankreich, um von dort aus nach Spanien zu gelangen. Aus Marseille in Südfrankreich hat er eine Karte geschrieben, das war noch einmal ein Lebenszeichen von ihm, dann verlor sich jede Spur. Während des Kriegs fahndete die Gestapo oder eine andere Behörde nach ihm, da er als Soldat eingezogen werden sollte, denn er war wehrpflichtig. Alle Familienangehörigen wurden aufgesucht und befragt, wo er sein könnte, aber das blieb ohne Ergebnis. Auch in der Nachkriegszeit konnte nie ermittelt werden, was aus ihm geworden war. Wir haben nie wieder von ihm gehört.

THQ: *War das ein jüngerer Bruder deiner Mutter?*

HB: Er war ein jüngerer Bruder, ein Bruder, der nach ihr kam. Sie ist 1907 geboren, er so um 1910. Er war damals Mitte 20. Als was er arbeitete, weiß ich nicht, wie gesagt: Er fiel nicht so in meinen Gesichtskreis, weil er halt keine Kinder hatte. So ergab sich das nicht.

HB: *Heinz, wir machen jetzt einen Zeitsprung in die 1950er Jahre. Für jemanden wie mich, der damals noch nicht geboren war und sowohl als Kind in Nordvietnam als auch später als Student in der DDR sozialisiert wurde, sind diese Jahre eine äußerst unübersichtliche Zeit. Und zwar jenseits und diesseits des Eisernen Vorhangs. Aus deinen biografischen Daten entnehme ich, dass der Kampf gegen die Wiederaufrüstung der*

Bundesrepublik für dich eine besondere Rolle spielte. Kannst du Genaueres darüber berichten? Natürlich aus der Sicht der Erfahrungen, die du als politisch Aktiver damals gemacht hast.

HB: Ich habe mir unser Gespräch, das wir vor einem Jahr geführt haben, wiederholt angeschaut und den Eindruck gewonnen, dass die Schärfe der Auseinandersetzung eigentlich nicht so richtig deutlich wird. Es war zwar keine bürgerkriegsähnliche Zeit Anfang der 1950er Jahre, aber es gab harte Auseinandersetzungen. Ich hatte damals gesagt, dass wir auch nicht zimperlich waren – aber was heißt das? Alles, was wir taten, war ja gesetzwidrig. Wenn wir zu einer Demonstration aufriefen, musste das illegal geschehen; wenn wir dann demonstrierten, hieb die Polizei auf uns ein. Wir haben es aber trotzdem gemacht. Insofern war alles, was wir damals taten, ob es Veröffentlichungen waren oder Demonstrationen, unter den gegebenen Bedingungen ungesetzlich. Aber wir haben uns nicht einschüchtern lassen. Wie ernst die politischen Machthaber in Bonn uns nahmen, zeigen zwei Vorfälle, die ich schildern möchte.

Wir hatten in Anlehnung an das erste Deutschlandtreffen der Jugend Pfingsten 1950 in Berlin für die Bundesrepublik in Essen zu einem Treffen der 100.000 aufgerufen. Die Vorbereitung lief und parallel zu diesem Treffen sollte ein Friedenskongress der Jugendorganisationen stattfinden. Aber dieses Treffen wurde verboten und auch der Kongress. Im Essener Grugapark konnten wir uns nicht versammeln, der war abgesperrt, den Kongress aber, den Friedenskongress haben wir abgehalten. In Dinslaken. Das war natürlich illegal, und die Polizei hatte die Busse der Delegierten beschlagnahmt. Und dann ging der Ruf: Wir holen uns unsere Busse zurück. Was natürlich sehr abenteuerlich war, zu so etwas aufzurufen. Wir formierten uns zu einer Demonstration, um unsere Busse zu holen, aber die wurde ganz erbarmungslos zerschlagen. Das war der erste politische Polizeieinsatz, den ich in dieser Massivität erlebt habe. Viele Leute, die da unterwegs waren, wurden in Polizeibusse gesperrt und in diverse Gefängnisse verbracht. Ellen, meine spätere Frau, gehörte zu denen, die die Nacht in einem Polizeigefängnis verbringen mussten.

1952 hatten wir maßgeblichen Anteil an der Formierung einer Jugendkarawane, einer Friedenskarawane nach Essen. Dazu hatte sich ein breites Bündnis formiert, der Sprecher dieses Bündnisses war Pfarrer Herbert Mochalski aus Darmstadt. Dann aber wurde dieses Treffen, diese Karawane auch verboten, vom damaligen Innenminister in Nordrhein-Westfalen, und zwar am Vorabend des Treffens. Aber viele der Teilnehmer waren ja schon unterwegs, mit der Bahn, mit dem Bus oder wie auch immer. Sie konnten die Nachricht gar nicht empfangen, weil es damals noch nicht solche Kommunikationsmöglichkeiten gab wie heutzutage. Man hat mit einem gewissermaßen militärischen Aufwand, mit Straßensperren, mit

Postenketten, mit schwer bewaffneten Polizeieinheiten diese Jugendkarawane zerschlagen. Alle Leute, die verdächtig waren, selbst diejenigen, die sich als Liebespärchen ausgaben, wurden einfach zerknüppelt. Das Ergebnis war der Tod von Philipp Müller, einem FDJler aus München, er war so alt wie ich, und die schwere Verletzung von zwei weiteren Teilnehmern, die in Krankenhausbehandlung mussten. Es hat damals die üble Lüge reaktionärer Kräfte gegeben, dass die FDJ zuerst geschossen hätte und sich die Polizei in Notwehr befand, und darum geschossen hatte. Aber das war erfunden; von der Presse wurde später aufgeklärt, wie sich die Dinge tatsächlich ereignet hatten. Es ging um die Unterbindung einer Aktion, die die Wiederaufrüstung gestört hätte. Da wurde so hart zugeschlagen, wie ich es gerade geschildert habe.

THQ: *Vielleicht kannst du zu dem Stichwort «Wiederaufrüstung» noch etwas sagen. Was ist damit gemeint?*

HB: Die Alliierten hatten entschieden, dass Deutschland entmilitarisiert bleibt. Mit der Zuspitzung des Kalten Krieges bot Adenauer den westlichen Alliierten jedoch an, die Bundesrepublik, also einen Teil Deutschlands, wieder zu bewaffnen. Das war eine Aktion, die alle überraschte, selbst seine Minister. Der Innenminister im ersten Kabinett Adenauer, der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann, sagte, dass er sich daran nicht beteiligen werde. Aber Adenauer setzte in einem Alleingang durch, dass die Wiederaufrüstung erfolgen sollte. Mit allen Konsequenzen, obwohl die Bevölkerung allgemein dagegen war. «Ohne mich» war die Parole, die die allgemeine Stimmung ausdrückte. Und diese Gegenwehr hatte Formen angenommen. Es gab viele Befragungen, nicht nur die Jugendbewegung, sondern auch eine allgemeine Bewegung gegen die Wiederaufrüstung. Die Gewerkschaften beispielsweise waren dagegen, ebenso die SPD als größte Oppositionspartei. Es war also nicht so, dass Adenauer das im Spaziergang hätte erledigen können. Aufgrund der starken Gegenwehr musste mit Gewalt vorgegangen werden. Man musste effektive Aktionen wie beispielsweise eine Jugendkarawane, an der viele Jugendorganisationen beteiligt waren, verbieten und aufhalten, um letztendlich die Ruhe zu haben, die Wiederaufrüstung vollenden zu können. Die FDJ war natürlich wesentlich an dieser Karawane beteiligt. Aber es war nicht nur die FDJ: Einer der beiden Verletzten war SPD-Mitglied, der andere Gewerkschafter.

THQ: *Aber es handelte sich um eigenständige Aktivitäten, die ihr damals unternommen habt? Es gab ja den Vorwurf, das Ganze sei von Ostberlin oder Moskau gesteuert worden.*

HB: Dass es sich um eigenständige Aktivitäten handelte, lag auf der Hand. Viele FDJler waren im Krieg Soldaten gewesen und hatten ihre Erfahrungen gemacht. Wir waren nicht die Speerspitze einer Minderheit, sondern ein Ausdruck des allgemeinen Protests. Aber dieser Protest sollte und musste unterbunden werden, damit er nicht in realen Widerstand oder Verweigerung mündet. Und um Ängste zu schüren, sich dagegen zu wehren. Das war die Absicht hinter diesen Verboten und der Zerschlagung der Aktionen gegen die Wiederbewaffnung.

THQ: *Ich hätte noch eine Anschlussfrage. Gab es eine Art Kontinuität vom Kampf gegen die Wiederbewaffnung Anfang der 1950er Jahre zur späteren Friedensbewegung oder zu den 68ern?*

HB: Die Aktivisten, die diese Bewegung in den 1950er Jahren initiiert und angeschoben haben, waren natürlich auch später dabei. Aber es waren auch neue Generationen herangewachsen, beispielsweise die 68er. Die Studenten und andere junge Leute sind dazugekommen und wir Alten haben versucht, unsere Erfahrungen zu vermitteln. Wie weit uns das gelungen ist, kann ja kein Mensch sagen. Es gab die Protestbewegung gegen die atomare Bewaffnung und viele weitere Protestbewegungen in der Bundesrepublik. Diese nährten sich immer aus dem aktuellen Gegenstand, aus der jeweiligen politischen Maßnahme. Insofern kann man von einer Kontinuität sprechen, als die Alten immer dabei waren, wenngleich sie auch weniger geworden sind.

THQ: *Du hast vorhin erzählt, dass deine Frau Ellen eine Nacht in Polizeigewahrsam verbringen musste. Aus deinen biografischen Daten habe ich entnommen, dass sie, Jahrgang 1933, auch Zeit ihres Lebens politisch aktiv war. Wann habt ihr euch kennengelernt? Eure Tochter Vera ist 1955 geboren. Wie hat sich euer Familienleben gestaltet, während du für die FDJ und die KPD illegale Tätigkeiten ausübtest und inhaftiert warst?*

HB: Ellen und ich haben 1954 geheiratet. Wir kannten uns natürlich schon Jahre zuvor, aber unsere engeren Beziehungen begannen 1954. In diesem Jahr kam ich aus der illegalen FDJ-Arbeit nach Hause, das heißt in diesem Fall nach Düsseldorf. Wir haben geheiratet und ich habe anschließend in einem Betrieb als Elektriker gearbeitet. Aber meine Freunde und ich sollten verurteilt werden, weshalb wir uns dieser Verurteilung entzogen. Zunächst ging ich in die DDR, wo ich auf der Parteischule war, was bedeutete, dass es kein Familienleben gab. Später ging ich nach Rheinland-Pfalz, um dort politisch für die illegale KPD zu arbeiten. Das war dann so etwas wie ein Familienleben in Abständen. Alle sechs Wochen trafen wir uns in der Pfalz, im Westerwald oder in einer anderen schönen Ge-

gend, um unser Familienleben zu führen. Für unsere Tochter war das insofern spannend, als dass wir, wenn wir nicht bei Genossen unterkamen, in den Pensionen und Hotels immer mit fremden Namen auftraten. Wir mussten keine Ausweise vorzeigen und gaben falsche Namen an. Vera wunderte sich immer und wehrte sich dagegen, mit diesen falschen Namen angesprochen zu werden, denn sie hieß ja Blumenthal. Bis 1962 war das unser Familienleben. Wegen meiner Abwesenheit wurde die Familie dann auch von der Partei materiell unterstützt. Und Ellen war ja auch eine Aktivistin. Sie arbeitete in der Redaktion der zentralen Zeitung unserer Partei und nach dem Verbot von Partei und Zeitung viele Jahre in einer Künstleragentur. 1962 kam ich nach Hause und ab da war das Familienleben weitgehend normal.

THQ: *Wenn du auf die Zeit von 1949/1950 zurückblickst, als die beiden deutschen Staaten gegründet wurden: Welche Hoffnungen und Ziele haben dich damals angetrieben?*

HB: Als politisch handelnde Jugendliche hatten wir eine Vorstellung von der näheren, aber auch von der weiteren Zukunft. Das galt zwar nicht für die Masse der Jugendlichen, aber wir haben nächtelang darüber diskutiert, wie die Zukunft aussehen sollte. Dabei spielte der Sozialismus eine große Rolle, das war unser Ziel. Und die DDR war unserem Ziel näher als die Bundesrepublik, weil in der DDR die Macht von Leuten unserer Couleur ausgeübt wurde, von Leuten, die im KZ und im Zuchthaus gesessen hatten, die Widerstand geleistet hatten. Das war für uns vorbildlich, darum waren wir der DDR sehr verbunden. Als ich an der Jugendhochschule am Bogensee war, war diese gerade ein Jahr alt und unsere Jugendfreunde aus dem Osten brachten noch die ganze Stimmung der Gründungstage der DDR mit. Sie überboten sich in den Schilderungen ihrer Aktionen. Jeder wollte den anderen übertreffen und behaupten, seine Aktion sei besser gewesen als die der anderen. Das war uns sehr nahe. Wir hatten uns mit dem Personal der Bundesrepublik, der Bundesregierung, beschäftigt. Da sah es ganz anders aus: Adenauer beispielsweise hatte über 20 Mitglieder in seinen Kabinetten, die in der NSDAP waren. Allein diese Gegenüberstellung zeigte im Ergebnis zwei verschiedene Welten. Wenn man uns fragt, wieso wir uns all diesen Belastungen und Verfolgungen freiwillig ausgesetzt haben, dann liegt die Antwort darin: Das war damals unsere Perspektive. Wir sahen die Zukunft auf der anderen, besseren Seite als hier mit diesem alten Personal, das die Bundesrepublik regierte. Das waren auch die inneren Antriebe, die uns veranlassten, unsere Arbeit kontinuierlich weiterzumachen und nicht aufzugeben.

THQ: *Du hast in unserem Vorgespräch berichtet, dass deine Frau Ellen in der Tschechoslowakei in die Hände der dortigen Staatssicherheit geraten ist. Ich denke dabei auch an die Schauprozesse, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den osteuropäischen sozialistischen Ländern stattgefunden haben, in denen ehemalige Westmigranten verurteilt und zum Teil auch hingerichtet wurden. War euch diese Tatsache damals schon bekannt? Wie haben diese Prozesse auf euch gewirkt?*

HB: Ellen hat diese Geschichte schon öfter erzählt. Als neue Mitarbeiterin in der Redaktion sollte sie von der Friedensfahrt Warschau–Berlin–Prag berichten. So wurde sie als 18-Jährige über illegale Zugänge nach Prag beordert, über brüderliche Grenzen hinweg, ohne Visa und ohne Pass. Sie hatte natürlich keine Ahnung von dieser Sportart, aber sie hatte erfahrene Kollegen der internationalen Presse zur Seite, die ihr halfen, interessante und lesbare Berichte über diese Friedensfahrt an ihre Zeitung zu übermitteln. Bei einem Empfang des DDR-Botschafters wurde sie dann in ein Büro gebracht und von einer Frau, offensichtlich einer Polizistin, befragt, wieso sie denn bei dieser Journalistendelegation sei. Da sie plötzlich verschwunden war und der Vorfall beim Empfang des DDR-Botschafters stattfand, kümmerte sich die Botschaft recht schnell darum, den Irrtum aufzuklären. Daher hat dieser Vorfall bei ihr keine große Betroffenheit ausgelöst, wie es bei den ganzen Verfahren gegen Genossen, die damals in den Volksdemokratien stattfanden, nahegelegen hätte. Ellen hat das immer als belustigendes Ereignis in fröhlichen Runden erzählt. Zu diesen Prozessen kann ich nur sagen, dass es eine ganz bizarre und infame Situation war. Die angeklagten Leute hatten Geständnisse abgelegt – in Anführungszeichen natürlich –, die uns bald als Broschüre oder Ähnliches vorlagen. Dadurch machten sie sich ein Bild, das dazu führte, dass wir annahmen, dass solche Verfahren berechtigt waren. Mit dem 20. Parteitag ergab sich die wirkliche Sachlage, als diese Dinge offenbart wurden und wir unsere Schlüsse daraus ziehen konnten. Das hat uns damals aber nicht so belastet und betroffen gemacht, weil wir die Hintergründe nicht kannten.

THQ: *Du hast vorhin erwähnt, dass ihr euch damals vor allem an der DDR orientiert habt. In der DDR war es zu dieser Zeit noch nicht zu diesen Exzessen gekommen.*

HB: Meines Wissens gab es in jeder Volksrepublik einen solchen Schauprozess, einen Musterprozess, bei dem man beispielsweise mit der Westemigration Tabula rasa machte. Die DDR hat das jedoch verhindert. Ich kenne keine Unterlagen oder Dokumente, die belegen, dass das konkret in Vorbereitung war. Aber wir wissen, dass betroffene Personen wie Louis

Fürnberg versteckt wurden, beispielsweise im Goethe-Institut[8] in Weimar, damit sie aus der Öffentlichkeit verschwinden, weil man nicht wollte, dass solche Genossen ins Blickfeld der Staatssicherheit gerieten. Die kommunistische Bewegung war damals in dieser Frage borniert. Es wurden künstliche Gräben ausgehoben. Dass Leute, die im Westen in der Emigration waren, den Einflüssen von diversen Geheimdiensten unterlagen. Oder zumindest bestand die Gefahr, dass es so gewesen sein könnte, ohne zu wissen, ob es wirklich so war. Und in der Regel war es nicht so. Da man jedoch alle über einen Leisten schlug, wurde die Personengruppe, die in der Westemigration war, pauschal diffamiert. Die Leute wurden aus der Bundesrepublik abgezogen und kamen dann in der DDR in diverse Funktionen. Weil sie, was nie so gesagt wurde, im Denken der DDR-Leute keinen großen Unfug oder großes Unheil anrichten konnten.

THQ: *Seit unserem Gespräch vor einem Jahr hat sich in der Weltpolitik einiges getan: Stichworte sind der Krieg in der Ukraine, die Energiekrise und nicht zuletzt die aktuelle atomare Bedrohung. Gestern habe ich im ICE von Berlin nach Düsseldorf in der FAZ einen Artikel mit dem Titel «Braucht auch Deutschland die Bombe?» gelesen. Natürlich war die Atombombe gemeint. Vor diesem Hintergrund möchte ich dir zum Abschluss unseres Gesprächs eine grundsätzliche Frage stellen. Mit deinen Erfahrungen als Zeitzeuge, der den Faschismus, den Stalinismus, den Kalten Krieg und die damals durchaus reale Gefahr eines Atomkriegs erlebt hat: Meinst du, dass wir als Menschheit dazu in der Lage sind, all diesen Irrsinn zu überwinden, die Konflikte zwischen den Nationen und Blöcken zu entschärfen und uns schließlich mit vereinten Kräften den Herausforderungen des Klimawandels zu stellen?*

HB: Wenn mich beispielsweise meine Partei, Die Linke, fragt, was wir tun sollen, dann sage ich immer: Nicht so viel und vor allem nicht alles. Durch den Klimawandel ist die Welt insgesamt infrage gestellt, sie steht am Abgrund. Wenn das Klima kippt, ist die Welt nicht mehr zu retten. Deshalb meine ich, dass eine politische Partei, die ernst genommen werden will, sich dessen bewusst sein muss. Es sollte eigentlich leicht sein, sich auf den Grundsatz zu verständigen, dass es um die Errettung der Welt geht und nicht um kleinkarierte sozialistische Vorstellungen, wie die Welt aussehen könnte. In der Linken gibt es viele Vorstellungen, aber das nützt alles nichts: Dieser Sozialismus oder jener oder einer ganz anderen Art, das spielt keine Rolle mehr, wenn die Welt nicht mehr da ist. Meiner Meinung

---

8 Gemeint sind die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur, deren stellvertretender Leiter Louis Fürnberg von 1954 bis zu seinem Tod 1957 war.

nach sollte die Frage des Überlebens der Welt der Ausgangspunkt jeder politischen Überlegung sein, denn wenn diese Frage nicht gelöst werden kann, ist alles andere unerheblich und ergebnislos.

Was den Krieg in der Ukraine und die Schuld Russlands oder Putins angeht, habe ich eine klare Meinung: Was Putin da gemacht hat, ist ein ausgesprochener Verstoß gegen das Völkerrecht, gegen europäische Abkommen und überhaupt gegen jede Vernunft. Diese Feststellung ist der Ausgangspunkt. Was von russischer, ukrainischer oder unserer Seite gesagt wird, muss mit Vorsicht beurteilt werden. In der Regel ist das Kriegsrhetorik, die zur Begründung des eigenen Standpunkts angewendet wird. Davon halte ich mich fern, ich will das nicht wahrnehmen. Denn wie Bismarck sagte, wird im Krieg besonders viel gelogen. Wenn die Schuldfrage geklärt ist, ist für mich alles andere Kriegsrhetorik, auch wenn das eine oder andere richtig sein mag. Das ändert jedoch nichts am Kern der Sache.

THQ: *Das passt gut zu meinem beabsichtigen Schluss, dass wir nämlich auf Heinrich Heine zurückkommen; «Ich weiß, sie tranken heimlich Wein und predigten öffentlich Wasser» hatte er in «Deutschland. Ein Wintermärchen» geschrieben. Wir haben mit deinem persönlichen Bezug zu Heinrich Heine begonnen. Es wäre schön, wenn du zum Abschluss des Gesprächs ein Gedicht zitieren könntest, das vielleicht auch in Zusammenhang mit dem steht, was wir gerade besprochen haben.*

HB: Gestern war ich beim Einkauf im Supermarkt und da waren wieder diese Berge von Schokoladenweihnachtsmännern, diese Weihnachtsartikel werden ja immer früher angeboten. Dazu passt ein Vers von Heine. Das Gedicht heißt «Im Oktober 1849», und die erste Strophe lautet:

«Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wird's daheime:
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.»
Soweit dazu. Aber eines seiner letzten Gedichte ist meine Referenz an Heinrich Heine. Dort heißt es:
«Verlorener Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus.
Ein Posten ist vakant! – Die Wunden klaffen -
Der Eine fällt, die Andern rücken nach -
Doch fall ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen – Nur mein Herze brach.»

THQ: *Ich möchte mich einem anderen Heine-Zitat anschließen, das ich schon als junger Mensch kannte und das mir bis heute im Gedächtnis geblieben ist. Ich weiß nicht, ob es hier passt, aber ich rezitiere es einfach: «Es ist eine alte Geschichte – Doch wem sie just passiert – Dem bricht das Herz entzwei.»*

HB: Das ist schon gut, aber nicht ganz richtig. Im Gedicht heißt es:

«Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.»

THQ: *Vielen Dank. Ja, es ist ein Liebesgedicht. Wenn wir es jedoch auf die großen Themen unseres Gesprächs beziehen, hat es auch eine andere Gültigkeit. Danke, Heinz.*

ZEIT IST NICHT NACH EINER ARMBANDUHR ZU MESSEN

VIERTES GESPRÄCH HEINZ BLUMENTHAL/ TRUONG HONG QUANG (DÜSSELDORF, 02.09. UND 19.09.2024)

Truong Hong Quang (THQ): *Im Rahmen des von Peeter Raane initiierten und von der Rosa-Luxemburg-Stiftung unterstützten Projekts «Zeitzeugen» haben wir unser Gespräch vor drei Jahren begonnen und es vor zwei Jahren, am 30. Oktober 2022, fortgesetzt. Lieber Heinz, herzlichen Glückwunsch zu deinem 95. Geburtstag, den du im vergangenen Monat gefeiert hast. Ich freue mich, dich heute gemeinsam mit unserem Freund Peeter wiederzusehen. Zunächst eine persönliche Frage: Wie geht es dir? Wie waren die beiden Jahre, in denen wir uns nicht gesehen haben, für dich?*

Heinz Blumenthal (HB): Das Altern ist ja unaufhaltsam. Man muss sich dabei nicht beeilen, aber man ist da ja machtlos. Also meine damalige Aussage, dass es mir recht gut geht, dass ich keine akuten Erkrankungen habe, die stimmt auch heute noch. Allerdings wird es immer mühsamer. Der Drang und der Wunsch loszurennen und einzukaufen oder Veranstaltungen zu besuchen, der ist etwas gedämpft und reduziert sich; ich muss mich immer selbst anstoßen, dass ich die Tür aufschließe und wieder hinausgehe. Aber diese Ruhepausen und diese Zurückhaltung gönne ich mir auch, man kann ja nicht über seine Kräfte leben.

THQ: *Wie ich von Peeter erfahren habe, führst du aber auch ein sehr aktives und geselliges Leben. Ihr trefft euch regelmäßig in der Woche zum gemeinsamen Kochen und zum Stammtischgespräch.*

HB: Das ist man seinen Freunden, mit denen man sich seit Jahrzehnten trifft, auch schuldig. Wir essen, trinken Kaffee und unterhalten uns selbstverständlich auch über die Welt und die Politik. Das ist man seinen Freunden schuldig, und man hat ja selbst auch viel davon. Mit drei festen Terminen pro Woche – Dienstag, Mittwoch und Samstag – macht das Altern auch Spaß. Aber ich bin stimmlich etwas lädiert. Wenn man unsicher in der Stimme ist, hat man auch Schwierigkeiten, Gesprächsfäden aufzuwickeln, diesen zu folgen und am richtigen Ende anzukommen.

THQ: *Aber wir kennen ja den roten Faden, der sich durch unsere Gespräche zieht. Ich habe mir gestern im ICE von Berlin nach Düsseldorf die*

Mitschnitte unserer bisherigen drei Gespräche noch einmal angeschaut. Besonders beeindruckt haben mich deine Schilderungen deiner Kindheit und Jugend in der Zeit des Faschismus. Du hast von der Faszination des rechten Gedankenguts für junge Leute gesprochen. Du und deine Nichte Wilma gehörten sicherlich zur absoluten Minderheit. Bei den gestrigen Landtagswahlen hat die AfD als rechtspopulistische und teilweise auch rechtsradikale Partei in Thüringen den höchsten Stimmenanteil erreicht und ist in Sachsen zur zweitstärksten Kraft geworden. Unter den jungen Leuten hat sie die meisten Stimmen bekommen. Wir wollen unser Gespräch natürlich nicht auf tages- oder parteipolitische Themen eingrenzen, dennoch erinnert dieses aktuelle politische Geschehen an den Anfang der 1930er Jahre des letzten Jahrhunderts. Auch der Hitlerfaschismus kam nicht etwa durch einen Putsch, sondern durch Wahlen an die Macht, was auf die Schwäche des demokratischen politischen Spektrums zurückzuführen ist. Mich würde interessieren, wie du dieses Phänomen einordnen würdest. Wiederholt sich hier Geschichte?

HB: Geschichte wiederholt sich nicht im gleichen Gewand, sondern in anderer Erscheinungsform. In unserem Vorgespräch habe ich Thomas Manns Rede «Meine Zeit» aus dem Jahr 1950 erwähnt. Darin heißt es, man könne die Zeit arbeiten lassen und ihr ihren Lauf lassen. Ich weiß jetzt nicht genau, ob er das auch so gemeint hat und ob ich es richtig verstanden habe, aber die Zeit gewähren lassen, das gilt nicht. Denn einmal erreichtes Bewusstsein ist ja keine eherne Größe, es unterliegt dem Wandel und vor allen Dingen Einflüssen von politischen Kräften, die gegensätzliche Auffassungen und Ziele haben. An diesen Wahlergebnissen sieht man beispielsweise, dass es immer noch zieht, mit Behauptungen aufzuwarten und damit Erfolg zu haben, obwohl bekannt ist, dass diese Behauptungen ins Leere laufen und diese Angebote nicht realisiert werden können. Ich will damit sagen, dass die Macht des falschen Arguments immer noch groß ist. Wenn es in den elektronischen Medien eine Flut von falschen Informationen gibt und das geglaubt wird, dann geht die Auffassung fehl, die Zeit würde das regeln. Die Zeit muss gestaltet werden. Das ist, glaube ich, auch die politische Konsequenz aus den jüngsten Wahlergebnissen.

THQ: *In unserem gestrigen Vorgespräch ging es unter anderem auch um die FDJ, für die du dich in deiner Jugend in der Nachkriegszeit engagiert hast. Du hast darauf hingewiesen, dass nicht einmal Petra Pau, die früher im Zentralrat der FDJ war und jetzt Vizepräsidentin des Bundestags ist, wusste, dass die FDJ ihre Wurzeln in der westlichen Migration hat. Du hast außerdem angemerkt, dass in den früheren Gesprächen die Aspekte der jugendpflegerischen Arbeit zu wenig zur Sprache kamen. Es wäre*

schön, wenn du noch mehr von euren damaligen Aktivitä ten berichten könntest.

HB: Ich bin mir nicht sicher, ob Petra Pau wörtlich gesagt hat, dass sie davon nichts wusste. Aber zumindest hat sie gesagt, dass das in ihrer praktischen Arbeit keine Rolle gespielt hat und ihr nicht bewusst war, dass es auch andere Wurzeln bei der Gründung der FDJ gab. Der offizielle Gründungstag war der 7. März 1946, der Tag, an dem in der sowjetischen Besatzungszone die Genehmigung zur FDJ-Gründung öffentlich bekannt gegeben wurde. Formell war das auch unser Gründungstag. Unter Teilnahme von Aktiven aus dem Westen fand dann im Juni 1946 das 1. Parlament der FDJ in Brandenburg an der Havel statt; dabei war ich nicht. Ich habe jetzt in einer neuen Quelle gelesen, dass am 11. Dezember hier in Düsseldorf die FDJ für Westdeutschland gegründet wurde. Unser erster FDJ-Landesvorsitzender, Fred Dellheim, war Emigrant in England gewesen und auch Soldat in den englischen Streitkräften. Als ich ihn 1949 kennenlernte, war er etwa zehn Jahre älter als ich, so um die 28 Jahre. Bis zur Kampagne gegen die Westemigration war er Landesvorsitzender in Nordrhein-Westfalen. Er gehörte zu denen, die dann in die DDR abgerufen wurden. Als Gründungsmitglied in London verkörperte er noch die ursprüngliche Seite der FDJ. Es gab einige Leute in der Bundesrepublik, die an der Gründung der FDJ in London und Paris beteiligt waren. Diese Gründungsgeschichte wurde später von der FDJ nie betont und geriet so in Vergessenheit, dabei ist das der wirkliche Ursprung der FDJ. Die jungen Leute – vornehmlich jüdische Emigranten – kamen zurück, um im damals viergeteilten Deutschland nach und nach die Verbände der FDJ aufzubauen. Das war eine völlig parallele Entwicklung. Ich habe auch gelesen, dass es zum Zeitpunkt des FDJ-Verbots etwa 30.000 Mitglieder der FDJ in der Bundesrepublik gab. Du hast es schon erwähnt: Wir hatten wirklich eine jugendgemäße Gestaltung des Gruppenlebens. Ich war beispielsweise ein gefragter Volkstänzer mit Lederhosen und kariertem Hemd und Mitglied einer Volkstanzgruppe. Das war üblich, wir haben Zeltlager gemacht und Ferienfahrten unternommen. Das war der eine Anspruch, der andere Anspruch war natürlich die Wahrnehmung der sozialen und politischen Rechte der Jugend. Mit Beginn der Wiederbewaffnung wurde diese Tätigkeit der FDJ ergänzt. Im Grunde wurde uns das Problem der Wiederbewaffnung aufgezwungen, sodass es zu unserem Schwerpunkt wurde. Wohingegen der Ansatz unserer FDJ-Arbeit allgemeiner Natur war, wie ich es eben geschildert habe. Die Zeltlagerfahrten, die Heimabende und die kulturelle Arbeit. Beispielsweise haben wir in Duisburg 1947 oder 1948 das Stück «Draußen vor der Tür» von Wolfgang Borchert mit großem Erfolg aufgeführt. Das war ein Glanzpunkt unserer kulturellen Arbeit. Ich gehörte nicht zu den Darstellern, aber die Darstel-

ler und Darstellerinnen waren meine Jugendfreunde aus der Duisburger Organisation.

THQ: *Wurden diese kulturellen Aktivitäten später fortgesetzt? Oder ging es dann vor allem um politische Aktivitäten?*

HB: Auch in der illegalen Zeit gab es Versuche, die kulturelle Arbeit fortzusetzen. Natürlich konnten wir nicht als FDJ-Chor auftreten, sondern es gab Vereinigungen unter anderem Namen. Ein Beispiel war der Jugendchor Nordrhein, ein großer Chor mit Solisten. Meine Frau Ellen war eine der Solistinnen. Dieser Chor hat eigentlich große Furore gemacht. Ob er als eingetragener Verein galt, weiß ich nicht mehr, jedenfalls konnte er nicht unter der Flagge der FDJ auftreten. Wir haben also versucht, die kulturellen Aktivitäten weiterzuführen.

THQ: *Gerade angesichts der Faszination rechter Gedanken wären jugendgemäße Angebote aus dem demokratischen Spektrum jetzt besonders wichtig. Man sollte nicht nur mit abstrakten Forderungen nach gesellschaftlicher Gerechtigkeit oder Ökologie an Jugendliche herantreten, sondern sie auch ein binden, um sie zu gewinnen.*

HB: Die Neigungen junger Leute verändern sich im Laufe der Generationen. Ich habe eben den Volkstanz erwähnt, aber heute gibt es höchstens in Oberbayern noch eine Trachtengruppe. Die Geschmäcker wandeln sich eben. Aber es ist ja selbstverständlich, dass die Jugend eigene Interessen hat und sie befriedigen will, dass sie die Angebote annimmt, die ihr serviert werden. Es kommt nur darauf an, wer diese Angebote macht und zu welchen Zwecken. Ich hatte immer die Vorstellung, dass man der Jugend entsprechend ihrer Neigungen Angebote macht und dass man die Dinge auf der anderen Seite nicht für Eigenzwecke nutzt. Für Zwecke, die der Jugend nicht offenbart werden, sondern einem politischen Kalkül folgen.

FORTSETZUNG DES ERSTEN GESPRÄCHS AM 2. SEPTEMBER 2025

THQ: *Lieber Heinz, vielen Dank, dass wir heute unser Gespräch von vor drei Wochen fortsetzen können, das wir damals aus gesundheitlichen Gründen nicht zu Ende führen konnten. Du kamst damals gerade vom Zahnarzt und hattest noch Schmerzen. Wie geht es dir heute?*

HB: Die Zähne, die sind eigentlich meine Achillesferse, das ist mein Schwachpunkt. Ich habe keine Prothese, sondern zahlreiche Brücken und

Kronen, und natürlich sind auch Lücken vorhanden. Einen Ersatz kann man nicht mehr schaffen und für eine Prothese ist es wahrscheinlich auch schon zu spät. Ich muss jetzt regelmäßig zum Zahnarzt zur Kontrolle. Ansonsten lebe ich wie damals, ich habe keine akuten Erkrankungen, aber die Altersbeschwerden nehmen natürlich zu und sind hinderlich.

THQ: *Ich möchte unser heutiges Gespräch beginnen, indem ich an ein besonderes Ereignis bei der sächsischen Landtagswahl erinnere. Es geht um den Sieg von Nam Duy Nguyen als Direktkandidat der Linken. Mit einer weiteren Direktkandidatin aus Leipzig hat er dafür gesorgt, dass die Partei im sächsischen Landtag bleiben kann. Das Besondere dabei ist, dass Nguyen aus einer vietnamesischen Arbeiterfamilie stammt. Sein Vater war Vertragsarbeiter in der DDR-Zeit und arbeitete in der Stahlindustrie. Meine erste Frage ist: Welche Unterschiede im politischen und gesellschaftlichen Engagement zwischen deiner Generation damals und der heutigen jungen Generation siehst du? Und gibt es da auch Gemeinsamkeiten?*

HB: Meine Jugend ist jetzt 70 Jahre her. Damals gab es keine Migrationsfragen. Ich war 16 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Als Jugendliche hatten wir damals andere Aufgaben. Wir mussten unsere Lehrzeit beenden. Wir haben uns voll in die Arbeit gestürzt und am Wiederaufbau der zerstörten Betriebe und Städte mitgewirkt. Während des Krieges musste die Jugend ja viel verzichten, und mit unserer Jugendarbeit haben wir damals versucht, die Versäumnisse des Jugendlebens wieder wettzumachen. Wir haben ein recht umfangreiches Jugendleben gestaltet – auch als Ausgleich zur schweren manuellen Arbeit, die wir damals verrichtet haben. Wir gehörten zur Aufbau-Generation, wie man heute sagt. Wir haben unsere Arbeit als selbstverständlich angesehen und unseren Anteil am Wiederaufbau geleistet.

THQ: *Jeder historische Vergleich hinkt, aber ich möchte trotzdem auf eine gewisse Parallele hinweisen. Damals, in der Zeit des Faschismus und der frühen Nachkriegszeit, war es eine Minderheit, die politisch aktiv war im Sinne des Widerstandes und des sozialpolitischen Engagements. Wenn ich heute auf die Faszination der rechten Ideologie für junge Leute blicke, fällt mir dieser junge Kandidat der Linken in Leipzig mit vietnamesischem Migrationshintergrund ein. Auch er gehört zu einer Minderheit. Und das ist für mich eine gewisse Parallelität. Was den Gesellschaftskontext betrifft, sind es jedoch völlig unterschiedliche politische Zusammenhänge. Aber in diesem politisch-sozialen Engagement sehe ich schon eine gewisse Ähnlichkeit, gewisse Grundzüge des Idealismus. Würdest du auch bestimmte Gemeinsamkeiten sehen zwischen denjenigen der heutigen*

Generation, die sich für die großen Ideale der Demokratie und der Völkerverständigung engagieren, und eurem Bestreben damals?

HB: Was das Direktmandat in Leipzig angeht, so ist das nach meiner Vorstellung ein Beispiel für Integration. Das heißt, er gehört nicht, wie andere, einer Parallelgesellschaft an, die innerhalb unseres Staates lebt, sondern er ist integriert und ein Gleicher unter Gleichen. Er wird akzeptiert, was sich auch im Wahlergebnis ausdrückt: Er wurde direkt gewählt. Dieses Beispiel von Integration ist ein Nachweis dafür, dass es möglich ist, Menschen, die zu uns kommen, einzugliedern und sie als völlig normale Bürger zu betrachten. Als ich jung war, gab es, wie gesagt, keine ausländischen Arbeitskräfte. Wir hatten etwas gutzumachen, mussten etwas aufbauen, das gesellschaftliche Leben mobilisieren und hatten dabei die Aussicht, halbwegs vernünftige gesellschaftliche Umstände zu erreichen. Diese Aussicht, etwas zu erreichen, etwas abzuschließen und sich zu qualifizieren, fehlt großen Teilen der Jugend heutzutage. Und darum haben die nationalen Sprücheklopfer mit ihren Behauptungen, dass die, die zu uns kommen, sozusagen einen Fremdkörper darstellen und für alles Übel verantwortlich sind, ein gutes Operationsfeld. Die Migrationsfrage besteht heutzutage ja nicht in erster Linie darin, wie die Menschen, die zu uns kommen, eingegliedert werden können, sondern es wird einfach behauptet, dass sie Unruhe stiften. In der Migrationsdiskussion stehen Stichworte wie Messerstecher und Kopftuchmädchen im Vordergrund. So denken nicht alle Menschen, aber diese Sichtweise ist in der Öffentlichkeit weit verbreitet. Mehrere politische Parteien machen damit Propaganda und lenken von den Möglichkeiten ab, die mit der Migrationspolitik verbunden sein können.

THQ: *Ja, die aktuelle migrationspolitische Debatte wird vor allem aus einer Abwehrhaltung heraus geführt. Deutschland steht vor einem Dilemma: Einerseits braucht das Land mehr denn je Arbeitsmigranten, um die Wirtschaft am Laufen zu halten und den sozialen Wohlstand zu bewahren. Andererseits birgt gerade das Thema Zuwanderung das größte Konfliktpotenzial, das den sozialen Frieden und die Demokratie in der Bundesrepublik in ihren Grundfesten erschüttern könnte. Meine Frage ist: Gibt es jenseits der Diskussion über Nutzen und Schaden der Migration noch Platz für das Ideal des Internationalismus und die Idee der Völkerverständigung und Völkerfreundschaft?*

HB: Ob es dafür noch Platz gibt? Die Migration besteht ja aus zwei Teilen. Einerseits gibt es den eigenen Anspruch der Bundesrepublik, aufgrund des demografischen Wandels Arbeitskräfte zu bekommen. Nur darf man die Migrationspolitik nicht auf diesen Anspruch reduzieren, denn das wä-

re eigensüchtig. Dann ginge es schließlich nur um uns. Aber Migrationspolitik hat viele Facetten. Zu uns kommen Menschen, die in ihren Ländern politisch verfolgt werden, sowie zunehmend Menschen, die infolge der Klimakatastrophe ihre Heimat verlieren. An der Klimakatastrophe ist unsere Gesellschaftsordnung wesentlich beteiligt. Durch die Art ihrer Produktion hat sie dazu beigetragen, dass das Klima in vielen Gegenden der Welt dazu führt, dass die landwirtschaftliche Produktion immer geringer ausfällt oder gar nicht mehr möglich ist. Insofern sind wir in der Verantwortung. Das darf keine einseitige Sache sein, die nur uns dient, sondern ist auch eine Art Wiedergutmachung an die Menschen, die unter unserem Wirtschaftssystem gelitten haben und deshalb eine neue Heimat suchen.

THQ: *Es gibt den schönen Satz von Max Frisch: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» Damals ging es um die Arbeitsmigration und die Integration der Gastarbeiter, insbesondere aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Jetzt kommen jedoch Kriegs- und Klimaflüchtlinge. Die Migrationsprozesse sind viel facettenreicher und komplexer geworden und führen natürlich auch zu sozialem Unfrieden in der Bundesrepublik. Es bleibt das Grunddilemma: Einerseits sind die Migrationsströme im volkswirtschaftlichen Sinne notwendig, andererseits nehmen die Spannungen zu. Damals gab es auch noch nicht solche starken nationalistischen oder gar rechtsradikalen Parteien wie heute. Wie würdest du das sehen? Kann man diesen neuen Herausforderungen gerecht werden? Und wie?*

HB: Es gibt ja Politikerinnen und Politiker, die die Rednertribüne im Bundestag für ihre einseitige Darstellung nutzen, dass alles Unglück dieses Landes von dieser verfehlten Migrationspolitik herrührt. Ich habe einmal einen interessanten Radiobeitrag gehört. Darin sagte ein Journalist, die Aufgabe der Politik sei es nicht, der AfD nachzulaufen und sie womöglich noch zu übertreffen. Sondern die Politik müsse eigentlich dafür sorgen, dass Äußerungen wie «Kopftuchmädchen» oder «Messerstecher» wegen Volksverhetzung zur Anklage kommen. Das heißt, die Parteien müssten sich einen Wettbewerb darüber liefern, wie man Gegenargumente und Gegengewichte aufbaut, um dieses falsche Bild der Migration zu verändern. Man müsste beispielsweise die Vorteile herausarbeiten und die Verantwortung, auch die finanzielle Verantwortung, dabei unterstreichen. Das wäre die richtige Antwort, und nicht der Wettbewerb in der Überbietung von Maßnahmen wie Grenzkontrollen und dergleichen.

THQ: *Ich möchte noch einmal auf den Internationalismus zu sprechen kommen, der zumindest für deine Generation ein politisches Ideal der*

Arbeiterbewegung darstellt. Meinst du, dass dieses Ideal noch seine Berechtigung hat und der Gedanke des Internationalismus wieder an Bedeutung gewinnen kann, wenn du die jetzige Situation analysierst?

HB: Ich weiß nicht, ob und wann es zurückkommt. Es müsste eigentlich zurückkommen. Es ist ganz offensichtlich, dass die Arbeiterbewegung und die linke Bewegung in Europa an Stärke verloren haben. Wenn diese Bewegung schwach ist, dann ist es auch nicht leicht, dem Gedanken des Internationalismus Formen zu geben, sich zu organisieren und ein Gewicht in der Gestaltung der öffentlichen Meinung darzustellen. Das ist der Mangel, aber das spricht nicht gegen den Internationalismus. Der Internationalismus ist eine der Lösungen, wie man aus dieser gesellschaftlichen Misere herauskommt. Es geht nicht darum, herablassend auf die anderen zu schauen und zu beurteilen, was sie gemacht oder nicht gemacht haben, sondern darum, gemeinsam zu gestalten und diese Tradition wiederzubeleben.

THQ: *Diese Zurücknahme des alten Ideals des Internationalismus der Arbeiterbewegung und der Rückzug auf den Nationalismus sind wahrscheinlich einer der Gründe für die politischen Erfolge der AfD und des Bündnisses Sahra Wagenknecht. Der Rückzug auf die eigenen Interessen, vielleicht auch die der Arbeiter, jedoch ausschließlich der inländischen, stellt für sie aktuell einen Erfolgsfaktor dar.*

HB: Ja, Wagenknecht partizipiert an den in der öffentlichen Meinung herrschenden Umständen, dass nämlich der Migrationspolitik die Hauptschuld für verschiedene Missstände gegeben wird. Es ist unsolidarisch, sich an den Schwanz dieser Bewegung zu hängen, um von der vorgefassten Meinung der Öffentlichkeit zu profitieren und sich so einen Anteil an den Wählerstimmen zu sichern. Das ist völlig unsolidarisch und richtet sich gegen den Internationalismus. Die Linke, zu der ich gehöre, setzt auf den Internationalismus. Ihre Politik ist ein Verstoß gegen diesen Gedanken.

THQ: *Wir haben über Internationalismus gesprochen und sollten nun auch über Sozialismus reden. Wie siehst du das vor dem Hintergrund deiner Lebens- und Kampferfahrungen? Ist der Sozialismus heute noch ein erstrebenswertes und realistisches politisches Ziel? Ein erreichbares Ziel, wenn auch in großer Ferne?*

HB: Für mich sind die Begriffe Sozialismus oder Kommunismus keine Schimpfwörter. Es ist ja gelungen, diesen Begriff zum Schimpfwort zu machen. In den USA beispielsweise vermeiden alle Menschen ängst-

lich die Wörter «Sozialismus» oder «Kommunismus», weil sie sich nicht außerhalb der Gesellschaft stellen wollen. In Europa ist das nicht so ausgeprägt. Aber wie gesagt: Für mich ist Sozialismus kein Schimpfwort. Für mich ist Sozialismus eine erstrebenswerte Wirtschaftsform, weil all das, was heute so offensichtlich im Argen liegt, durch eine sozialistische Gesellschaft reduziert oder aufgehoben werden kann. Der Sozialismus ist eine Gesellschaftsordnung, in der die Menschen tatsächlich zusammengeführt werden können. Welche Formen er staatlicherseits oder in der Wirtschaft annimmt, kann ich mir jetzt nicht vorstellen, das wäre ziemlich vage oder spekulativ. Aber der Gedanke, gemeinsam zu arbeiten, zu leben und internationale Solidarität zu üben, ist sehr gut. Wenn man Afrika oder Südamerika betrachtet, wo es darum geht, der nackten Armut zu entkommen und ein Minimum an gesellschaftlichem Wohlstand zu schaffen, dann liegt der Gedanke des Sozialismus natürlich nahe, da er die Grundlage dafür bietet, die Dinge so zu regeln, wie es die Menschen wünschen.

THQ: *Lieber Heinz, du hast im Vorgespräch erzählt, dass du vor etwa zehn Jahren zum ersten Mal die Rede «Meine Zeit» von Thomas Mann gelesen oder gehört hast. Diese hielt Thomas Mann anlässlich seines 75. Geburtstags im Jahr 1950 in Chicago, zwei Jahre bevor er aus dem amerikanischen Exil nach Europa zurückkehrte. In meinen Händen halte ich nun das Buch, das du Peeter vor drei Jahren zu seinem 80. Geburtstag geschenkt hast. Zum Abschluss unseres heutigen Gesprächs möchte ich die beiden letzten Absätze dieser Rede vorlesen:*

«Die Zeit ist ein kostbares Geschenk, uns gegeben, damit wir in ihr klüger, besser, reifer, vollkommener werden. Sie ist der Friede selbst, und Krieg ist nichts als das wilde Verschmähen der Zeit, der Ausbruch aus ihr in sinnlose Ungeduld. Wer 75 Jahre dahier verbracht hat, der weiß etwas von der Gnade der Zeit und ihrer geduldigen Erfüllung. Er hat auch eine gewisse Anhänglichkeit gefasst an diese grünen Erde, und wenn er, wie bald! hinabsinkt in ihren Schoß, so gönnt er den Menschengeschlechtern, die droben durchs Licht ziehen, dass ihr Los nicht Elend sei und die Schmach der Vertierung, sondern Friede und Freude.»

Soweit der Ausklang dieser Rede von Thomas Mann. Meine Frage an dich, in Anlehnung an die Worte von Thomas Mann, lautet: Wird die Zeit für uns alle arbeiten, wenn wir sie gewähren lassen? Werden wir – der Einzelne und die Völker – in ihr klüger, besser, reifer und vollkommener werden?

HB: In seiner Rede hat Thomas Mann über Amerika und Russland gesprochen und sinngemäß gesagt, dass er keinen Amerikaner und keinen Russen kenne, der ungeduldig sei. Das seien Völker, die sich Zeit nehmen. Sie seien sozusagen schlafende Riesen. Dementsprechend hat er diesen Zeitbegriff entwickelt, wie du es gerade vorgetragen hast. Diese Haltung galt

im Sinne von zwei Weltsystemen, von denen eines nun abgetreten ist und das andere sich zum Sieger erklärt hat. Das verändert die Begrifflichkeit. Die Notwendigkeit, so zu verfahren, wie er es gesagt hat, wird dadurch nicht aufgehoben, aber es ist unglaublich schwieriger geworden, hier sozusagen einen gewissen Selbstlauf zuzulassen. Vor dem Hintergrund der aktuellen Weltsituation ist es notwendig, dass sich die Menschen darum kümmern, die Zeit richtig zu gestalten. Dass sie gewissermaßen richtig vergeht und die Zeit so ausgeht, wie Thomas Mann es in seiner Geburtstagsrede gesagt hat.

THQ: *Du hast dein ganzes politisches Leben lang für die KPD, die DKP, Die Linke und das Ideal des Sozialismus gekämpft. Und dann, mit Mitte 80, hast du diese Rede des bürgerlichen Schriftstellers Thomas Mann gelesen und warst davon berührt. Dieser Umstand hat mich fasziniert. Ich wollte das Geheimnis dahinter ein bisschen lüften.*

HB: Ich war sicherlich ein halbwegs kritischer Geist. Das aber war ein gewisser Wendepunkt, ich will das auch so benennen, ein Wendepunkt auch in meiner Denkungsart: Dass man ohne Demokratie auch keinen Sozialismus haben kann. An einer Stelle hat sich Thomas Mann auf Goethe bezogen, der ja meinte, dass künftige Generationen nie mehr solche einschneidenden geschichtlichen Ereignisse wie die Französische Revolution oder die Industrialisierung erleben würden. Dazu hat er gesagt: Er will davor warnen, so zu denken. Es kann schlimmer kommen und es kommt schlimmer. 75 Jahre sind seit Thomas Manns Rede vergangen, und ich denke, heute muss man sagen: Es ist schlimmer geworden. Das, was er damals nicht für möglich gehalten hat, ist heute möglich geworden. Thomas Manns Vorstellungen waren viel optimistischer als die Antworten, die die Gesellschaft heutzutage gibt. Er war viel optimistischer, dass es durch die Zeitenfolge hindurch letztlich besser wird und es eine Lösung gibt. Das sehe ich heute nicht.

THQ: *Du hast im Vorgespräch am Rande erwähnt, dass du bereits seit 35 Jahren Rentner bist. In Bezug auf diese Bemerkung von Thomas Mann zu Goethes 75. Geburtstag: Das ist länger als die Weimarer Republik und der Faschismus zusammengenommen.*

HB: Zeit ist nicht nach einer Armbanduhr zu messen. Das sind andere Abstände, die die Zeit bestimmen. Wenn du dann 95 Jahre alt bist und denkst, du hast viel erlebt, ist das gar nicht so viel gewesen, obwohl es eine Summe ausmacht.

THQ: *Es wäre eine Minute der Weltgeschichte. Heinz, ich danke dir.*

HEINZ BLUMENTHAL BIOGRAFISCHE STATIONEN

(zusammengestellt von Peeter Raane)

Am **7. August 1929** er als Sohn des Hochofenarbeiters Heinrich und der Hausfrau Maria Blumenthal im Duisburger Arbeiterviertel Wahnheimer Ort geboren.
Von **1939 bis 1944** Besuch der Volksschule Eschenstraßse (evakuiert nach Bombenangriffen auf Duisburg nach Bad Satza in der Nähe von Prag).
April 1944: Beginn der Ausbildung zum Betriebselektriker in der Firma Eisenwerke Duisburg-Wahnheim.
1944/Januar 1945: Unterbrechung der Lehre durch Kriegseinsätze im Wehrertüchtigungslager, Schanzarbeiten zur Befestigung von Dörfern am Niederrhein sowie als Viehtreiber von gestohlenen niederländischen Tieren ins Ruhrgebiet; militärische Ausbildung in Dinslaken.
8. Mai 1945: bedingungslose Kapitulation Deutschlands (Befreiung Duisburgs durch US- und kanadische Truppen am 12. April 1945). Teilung des Landes in vier Besatzungszonen der Siegermächte (USA, Großbritannien, Frankreich und Sowjetunion).
Juni 1945: Die Eisenwerke nehmen die Arbeit wieder auf. Fortsetzung der Ausbildung zum Betriebselektriker.
1946 Erste Kontakte zur Freien Deutschen Jugend (FDJ), die im März 1946 gegründet wurde, in Wahnheimer Ort.
1947 Eintritt in die FDJ
Ostern 1948: Nach abgeschlossener Ausbildung Arbeit als Betriebselektriker und gewählter Jugendvertreter in den Eisenwerken.
Im **Mai 1949** wird in den drei Besatzungszonen der Siegermächte USA, Großbritannien und Frankreich die Bundesrepublik Deutschland (BRD) gegründet. Im Oktober folgt die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) in der sowjetischen Besatzungszone.
Mai 1950: Eintritt in die Kommunistische Partei (KPD)
Von **Januar 1951** bis **März 1952** Teilnehmer des 1. Jahreslehrgangs an der FDJ-Hochschule am Bogensee (DDR)
Im **Juni 1951** verbietet die Regierung Westdeutschlands die FDJ als «kommunistische Organisation», weil sie sich an der Vorbereitung einer Volksbefragung gegen eine Wiederbewaffnung Westdeutschlands beteiligt hat.
1952/1953: Illegale politische Arbeit für die FDJ im Bundesland NRW
Januar 1953 bis **Juni 1953** Untersuchungshaft wegen des Verstoßes

gegen das FDJ-Verbot; nach der Entlassung Fortsetzung der illegalen politischen Arbeit als Mitglied des Zentralbüros der FDJ.
Oktober 1954: Heirat mit Ellen Vogel (geb. 1934), die eine Lehre als kaufmännische Angestellte absolviert hat und später als Volontärin und Redakteurin in der Redaktion des Zentralorgans der KPD «Freies Volk» tätig war.
Januar 1955: Geburt der Tochter Vera.
1954 bis **September 1955:** Arbeit als Elektriker in einem Bauunternehmen. Zeitweilige Übersiedlung in die DDR, um mit anderen Angeklagten dem anstehenden Termin des Gerichtsverfahrens wegen Verstoßes gegen das KPD-Verbot zu entgehen.
1955/1956: Besuch der Parteischule der KPD in der DDR.
August 1956: Verbot der KPD in der Bundesrepublik Deutschland – Mindeststrafe bei Verstoß sechs Monate Haft.
Ab **1957:** illegale politische Arbeit für die verbotene KPD im Bundesland Rheinland-Pfalz.
September 1961 bis **Juli 1962:** Verhaftung und Untersuchungshaft wegen Verstoßes gegen das FDJ-Verbot und das KPD-Verbot.
Im **November 1961:** Verurteilung durch das Oberlandesgericht in Düsseldorf zu einem Jahr Gefängnis wegen Verstosses gegen das FDJ-Verbot
Im **Juli 1962** Verurteilung durch das Landgericht Koblenz wegen Verstoßes gegen das KPD-Verbot zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt (später auf acht Monate erhöht auf Antrag der Staatsanwaltschaft in einem Revisionsverfahren).
1962 bis **1968:** illegale politische Arbeit auf Landesebene
1968: Mitbegründer der DKP im Bundesland Nordrhein-Westfalen
1969: Bezirkssekretär im Rheinland
1969/1970: Besuch der Parteihochschule der KPdSU in Moskau
Von **1975** bis **1986:** Kreisvorsitzender der DKP in Düsseldorf und Mitglied des DKP-Bundesvorstands
1979 erneut Besuch der Parteihochschule der KPdSU in Moskau
Von **1986** bis **1989:** Bezirkssekretär der DKP im Rheinland
1990: Vereinigung der BRD und DDR
Mitarbeit am Aufbau der PDS in der alten Bundesrepublik, Mitglied in der LINKEN

ZUM DEUTSCH-VIETNAMESISCHEN PODCAST «LEBEN MIT CORONA» UND ZUR GESPRÄCHSREIHE MIT HEINZ BLUMENTHAL. EINE DANKSAGUNG

Der Podcast *«Leben mit Corona»* (vietn.: *«Sống chung với Corona»*) entstand während der Corona-Pandemie und umfasst bis heute 38 Folgen. Zu Beginn standen vor allem verschiedene Aspekte der Pandemie und ihrer Bewältigung im Mittelpunkt; später kamen Themen aus Politik, Wirtschaft, Geschichte, Religion und Kultur hinzu. Neben der Mehrzahl der vietnamesischsprachigen Folgen wurden zunehmend auch Gespräche auf Deutsch mit Persönlichkeiten aus Deutschland geführt – unter anderem mit Bodo Ramelow, Ministerpräsident von Thüringen, Christina Weber, Mitglied des Aufsichtsrats der Lufthansa AG, sowie Prof. Dr. Karin Weiss, ehemalige Integrationsbeauftragte des Landes Brandenburg.

Die Gespräche mit Heinz Blumenthal nehmen dabei eine besondere Stellung ein. Ursprünglich nur für eine Folge geplant, entwickelte sich daraus im Laufe von drei Jahren eine Gesprächsreihe mit insgesamt vier Folgen. Sie ist in diesem Sinne eine Koproduktion im Rahmen des Projekts *«Zeitzeugen»* der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Peeter Raane ist der Initiator der Gesprächsreihe und hatte einen entscheidenden Anteil an der organisatorischen Umsetzung der Gespräche mit Heinz Blumenthal. **Truong Tran Phuc** (Berlin) wirkte kontinuierlich am Schnitt des Videomaterials und an der Videoproduktion mit. **Jan Roloff** (WDR) leistete einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der Tonqualität in der Postproduktion. Der Komponist und Konzertgitarrist **Dang Ngoc Long** (Berlin) hat großzügig die Verwendung von Auszügen aus seinen Musikalben im Podcast erlaubt. **Lutz Kirschner** war verantwortlich für die Transkription und die Mitarbeit am Lektorat der vorliegenden Textfassung. Der Historiker **Florian Weis** verfasste für diese Buchausgabe ein einführendes Essay, das den Erfahrungsschatz aus dem Leben von Heinz Blumenthal beleuchtet und diskursiv einordnet.

Eine weitere Besonderheit dieses Projekts ist die Veröffentlichung der Broschüren und E-Books in deutscher und anschließend zeitnah in vietnamesischer Sprache.

Ohne die Mitwirkung der genannten Personen und die Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung als Institution wäre die Podcast-Produktion – und nun auch das Zustandekommen dieser Buchpublikation – undenkbar gewesen.

Das vorliegende Buch ist vor allem ein Dankeschön an Heinz Blumenthal und eine späte Gabe zu seinem 96. Geburtstag.

Berlin, im August 2025
Truong Hong Quang

LINKS ZU DEN VIER ORIGINAL-PODCASTFOLGEN ZUM NACHHÖREN

But today is a gift (I)
Gespräch Teil 1 am 31.10.2021
https://drtruong.wordpress.com/2021/11/06/but-today-is-a-gift-gesprach-mit-heinz-blumenthal-dusseldorf-31-10-2021-teil-i/

But today is a gift (II)
Gespräch Teil 2 am 31.10.2021
https://drtruong.wordpress.com/2021/12/24/but-today-is-a-gift-gesprach-mit-heinz-blumenthal-dusseldorf-31-10-2021-teil-ii/

Es ist eine alte Geschichte
Gespräch Teil 3 am 30.10.2022
https://drtruong.wordpress.com/2022/11/28/es-ist-eine-alte-geschichte-gesprach-mit-heinz-blumenthal-dusseldorf-30-10-2022-teil-iii/

Zeit ist nicht nach einer Armbanduhr zu messen
Gespräch Teil 4 am 02.09.2024 und 19.09.2024
https://drtruong.wordpress.com/2024/10/04/gesprach-mit-heinz-blumenthal-teil-iv/

BIOGRAFISCHE ANGABEN ZU DEN MITWIRKENDEN

LUTZ KIRSCHNER

Lutz Kirschner, Jahrgang 1955, war NVA-Offizier, Jugendklubleiter und Soziologe mit Forschungen zur Rolle der Gewerkschaften im DDR-Industriebetrieb und zum SED-Reformdiskurs der 1980er Jahre. Von 2001 bis 2021 Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung, danach im sogenannten Ruhestand. Transkription von Interviews. Gundermann-Hörer und Fühmann-Leser.

PEETER RAANE

August 1941 in Narva, Estland, geboren. September 1944 Flucht mit der Mutter nach Deutschland. 1953 Umzug von der Kleinstadt Radevormwald nach Wuppertal. 1953 Mitglied in einer Gruppe der Bündischen Jugend, erste Kontakte zu Kommunisten. 1957 Schulverweis wegen einer Aktion (Unterschriftensammlung in der Schulklasse) gegen die geplante Atombewaffnung der Bundeswehr. 1959 Mitglied der seit 1956 verbotenen KPD (Kommunistische Partei Deutschlands), Mitbegründer des Jugendclubs DIE UNBEQUEMEN in Wuppertal. 1961 Abitur, Beginn des Soziologie-Studiums an der Universität Frankfurt; journalistische Arbeit im Jugendbereich. 1964 Heirat mit Annette Bloch, Geburt der Tochter Catrin. Im gleichen Jahr Fortsetzung des Studiums an der Universität Köln, Stipendiat der Stiftung «Mitbestimmung» der Gewerkschaften; Bildungsarbeit in Großbetrieben der Chemieindustrie im Rahmen des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund). 1966 Examen als Diplomkaufmann mit einer empirischen Diplomarbeit (Zufallsbefragung neuer Gewerkschaftsmitglieder in zwei chemischen Großbetrieben). 1967 wissenschaftlicher Mitarbeiter des WWI (Wirtschaftswissenschaftliches Institut des DGB), Wechsel zum Hauptvorstand der GHK (Gewerkschaft Holz und Kunststoff) als Sachbearbeiter für Tarifverhandlungen, Leistungslohn und Arbeitskämpfe. 1968 Mitglied der neu gegründeten DKP (Deutsche Kommunistische Partei). 1987 Heirat mit Margret Mönig, Geburt des Sohnes Maximilian. 1988 Wahl als geschäftsführendes Mitglied des Vorstandes der GHK auf einem außerordentlichen Gewerkschaftskongress mit dem Verantwortungsbereich Personal und Finanzen. 1990 bis 1992 Mitglied des Aufsichtsrates des ehemaligen Spielwarenkombinats der DDR. 2000 Liquidator der GHK als Mitglied der IG Metall nach Fusion der beiden Gewerkschaften. 2004 Pensionierung, Mitbegründer des Rosa-Luxemburg-Clubs Düsseldorf, Landesvorsitzender der Rosa-Lu-

xemburg-Stiftung Nordrhein-Westfalen. 2006 Eintritt in die Partei Die Linke. 2008–2020 Mitglied des Vorstandes der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

TRUONG HONG QUANG

Geboren 1959 in Nghe An, Vietnam. Studium der Germanistik und Promotion in Vergleichender Literaturwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig zum Thema: *Goethes «Faust» und Nguyen Du's «Das Mädchen Kieu» – Ein Vergleich*. 1985–1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Literatur in Hanoi. 1986–1991 Dolmetscher an der Jugendhochschule am Bogensee, an der Pionierleiterschule in Hartenstein und in Leipzig. 1991–1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei «SÖSTRA – Sozialökonomische Strukturanalysen e. V.» Seitdem freiberuflicher Dolmetscher und Übersetzer. Literaturübersetzungen aus dem Deutschen ins Vietnamesische, u. a.: Isabelle Müller: *Loan – Aus dem Leben eines Phönix*, Biografie, Verlag Trẻ, Ho-Chi-Minh-Stadt 2018; Thomas Köck: *atlas*, Drama, Suhrkamp Theater Verlag Berlin 2019, im Auftrag des Schauspiel Leipzig; Georg Büchner: *Woyzeck*, Drama, im Auftrag des Goethe-Instituts Hanoi 2022; Thomas Köck: *The Gem*, Drama, im Auftrag des Goethe-Instituts Hanoi, Uraufführung im Youth Theatre Hanoi im September 2025. 2020 Gründung des deutsch-vietnamesischen Podcasts *Leben mit Corona* (vietn.: *Sống chung với Corona*). Seit 2023 Ko-Kurator des Filmfestivals *Box Office Around The World* im Humboldt Forum (zuständig für die vietnamesischen Filme).

FLORIAN WEIS

1967 geboren und aufgewachsen in Hamburg in einer Familie mit einer langen gewerkschaftlich-sozialdemokratischen Tradition. Selbst Mitglied der Grün-Alternativen Liste von 1984-1990 sowie der PDS/Linken seit 1991. Historiker, Promotion 1998 mit einer Arbeit über die Nachkriegsplanungen der britischen Labour Party während des Zweiten Weltkrieges. Ehrenamtlich aktiv seit 1996, angestellt seit 1999 in und bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung, u. a. als erster Betriebsratsvorsitzender (2000), als Koordinator der westdeutschen Landesstiftungen (bis 2009) und als geschäftsführendes Vorstandsmitglied (Dezember 2008 bis Januar 2020). Derzeit Referent «Antisemitismus/jüdisch-linke Geschichte und Gegenwart; Klassen», Koordinator der gleichnamigen Gesprächskreise und Co-Herausgeber der Reihe «Jüdinnen und Juden in der internationalen Linken» (https://www.rosalux.de/news/id/53625/juedinnen-und-juden-in-der-internationalen-linken).

1929 in Duisburg in einer kommunistischen Arbeiterfamilie geboren, erlebte Heinz Blumenthal die NS-Zeit sehr bewusst: Sein Vater und weitere Angehörige wurden verfolgt und verhaftet, kämpften in den Internationalen Brigaden gegen Franco oder mussten in der Wehrmacht für das NS-Regime Krieg mitmachen. In den Jahren der alliierten Besatzung und der jungen Bundesrepublik engagierte sich Blumenthal beim Aufbau des westdeutschen Teils der Freien Deutschen Jugend (FDJ) sowie in der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Nach dem umstrittenen KPD-Verbot von 1956 setzte er seine politische Arbeit im Untergrund fort – ein Engagement, das ihm zweimal Haftstrafen einbrachte. Im Gespräch mit Truong Hong Quang reflektiert Blumenthal, der heute in Düsseldorf lebt, seinen politischen Lebensweg und ordnet ihn sowohl in die historischen Entwicklungen als auch in die aktuellen politischen und globalen Bedrohungen ein.